Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreizehnter Jahrgang

Nr. 8 Leipzig, den 23. Februar 1899

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1591 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Segen im Unglück — Der neue Geist. Zur Germanisirung des Christentums 6 — Die Quäker: 4. Ein Salz der Erde; 5. Eigne Eindrücke; 6. Quäker in Deutschland — Die Ausweisungen in Nordschleswig. Von einem Schleswiger: 2 — Pietismus und Mission. Von der Missionskonferenz in Halle — Gedanken zu Sudermanns neuem Drama — Verschiedenes: Zivilisation in Deutschostafrika; Karneval; Das Urteil des Dresdner Schwurgerichts über die Löbtauer Arbeiter — Anzeigen

Segen im Unglück

Röm. 8, 28

„Gott hat mich vor allem Uebel behütet und bewahrt." So bekennen wir im ersten Artikel. Ist das nicht doch eine fromme Uebertreibung? Zweifellos gut, sehr gut gemeint, aber doch nicht übereinstimmend mit der rauhen Wirklichkeit? Wo ist denn ein Mensch, der das von sich sagen könnte? Fragt in die Häuser hinein, laßt euch von der Vergangenheit der Familien erzählen! Ihr werdet euch darüber wundern, wie viel ihr da zu hören bekommt, oft Ergreifenderes, als es in Büchern zu lesen steht. Man nennt die Erde ein Jammerthal. Jedenfalls ist genug Jammer und Not, Schmerz und Elend auf ihr zu finden. Und wer über sie hin seinen Weg nimmt, müßte ein ganz besondres Glückskind sein, wenn er an Alledem unangefochten vorüber kommen soll. Früher oder später triffts auch ihn.

Aber zunächst wollen wir uns fragen: Ists nicht in der That gut, daß Gott so manchen Irrweg mit allerlei Dorngestrüpp versperrt, mit Schlüften und Klüften verbaut hat? Wer ihn dennoch gehen will, der wird unsanft darauf aufmerksam gemacht, daß er hier nicht gehen soll. Wohl ihm, wenn er das versteht und umkehrt, so lange es Zeit ist. Hätte Gott nicht neben so manche Sünde den Racheengel gestellt, der davor warnen und zurückschrecken soll, wieviel ärger noch würde es zugehen auf der Welt! Wie oft schon haben Schmerz und Leid die vielleicht lange zurückgedrängte Erinnerung an Gott wieder wachgerufen!

Aber auch wenn man schon an Gott glaubt und ihm vertraut, sollte nicht jede Heimsuchung desto gewisser zu ihm hintreiben? Nie haben wir ihn so nötig, als in den schweren Zeiten unsers Lebens. „Wo Menschenrat nicht weiter kann, da geht erst Gottes Rat recht an." Und wenn wir hinterher desto fester an ihn gebunden, desto mutiger und zuversichtlicher geworden sind im Kampfe mit dem Schicksal, desto unverzagter und hoffnungsvoller bei Allem, was uns das Dasein zu trüben droht, dann hat uns doch Not und Leid und Ungemach keinen Schaden gebracht. Es ist uns zum Segen und Gewinn geworden. „Gott hat uns vor allem Uebel behütet und bewahrt."

Auf der Höhe menschlichen Leidens steht der Herr. Er hat das Kreuz getragen sein Lebelang. Daß er in Armut und Mangel seine Tage zubringen mußte, daß er entblößt von allen äußern Hilfsmitteln vor seiner großen Aufgabe stand, ist noch das Wenigste. Aber wieviel hat die Stumpfheit und Gleichgiltigkeit, die Geringschätzung und Verkennung, die steigende Feindseligkeit weiter Kreise des eignen Volkes äußerlich und innerlich ihm zu schaffen gemacht! Dennoch ist er ungebeugt geblieben. Der Sonnenschein der Alles überwindenden Zuversicht ist nicht von seinem Angesicht gewichen. Die Mühseligen und Beladnen haben sich zu ihm gedrängt, um bei ihm ihr Elend zu vergessen. Und doch hatte er Schwereres zu tragen als sie. Aber ob die Ungunst der Verhältnisse oder die Bosheit und der Unverstand der Menschen es ihm auferlegte, er nahm es hin aus seines Gottes und Vaters Hand. Dem gehörte die Erde und sein Leben. Kein Haar konnte ihm gekrümmt werden ohne Gottes Willen. Und weil er unbedingt unter diesen Willen sich beugte, so ist sein Joch ihm sanft und seine Last ihm leicht geworden. Macht es auch so! ruft er uns zu. Lernet von mir! Und auch ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen, Ruhe in der Unruhe, Frieden im Streit, ein stilles, starkes, unzerstörbares Glück mitten im Unglück!

Seht ihn am Kreuz! Was nur menschenmöglich ist, hat man ihm angethan, jede Erniedrigung, jede Schmach, jede Marter und Qual. Aber dies beschimpfte Haupt sehen wir verklärt mit einem Glanz, der uns vor ihm auf die Kniee bringt. Dieses zitternde, brechende Menschenherz wird uns zur Verkörperung alles dessen, was uns heilig ist.

In den Leiden des Herrn hat sich erst recht gezeigt, wozu die unsern uns nach Gottes Willen dienen sollen. Freilich, die Menschheit würde es bequemer haben, würde behaglicher ihr Dasein führen, wenn die Worte Schmerz und Leid und Not und Trauer weggewischt würden aus ihrem Gedächtnis. Aber glücklich würde sie dadurch nicht. Sie hätte dann auch das Beste zu entbehren, das die Erde kennt. Es ist gut, daß es Krankheit und Mangel, Feuers- und Wassersnot giebt. Sonst gäbe es auch nicht Tapferkeit und Heldensinn und Selbstverleugnung und Aufopferung und Treue bis in den Tod, es gäbe keine helfende, rettende, erlösende Liebe. Und die sind nötiger für die Menschheit als ungestörtes, friedliches Behagen, das die Nerven erschlafft und die Herzen verweichlicht. Ohne sie könnte die Erde nicht bestehen. Mögen sie in der Oeffentlichkeit ihr Werk thun oder in der Stille und Verborgenheit der Kinderstuben und Krankenzimmer, auf den Arbeitsplätzen und zwischen den Thüren der Nachbarhäuser, von Niemandem bemerkt und beachtet als von dem, der ins Verborgne schaut — sie sinds allein, die die Welt im Gange erhalten, die der Menschheit ihre Zukunft sichern. Können wir aber so reden von Not und Gefahr und Kampf und Schmerz und Mühsal, sind sie der Mutterboden für das Beste, das Höchste und Schönste, das es giebt, dann haben sie aufgehört, Uebel zu sein, etwas Mißliches, Schädliches, Giftiges, Feindseliges, das unser Lebensglück stört und verdirbt. „Gott hat uns vor allem Uebel behütet und bewahrt."

Freilich, aus Schmerz und Not und Kampf springt der Segen uns nicht so sicher entgegen wie der schlagende Funke bei Berührung einer gefüllten elektrischen Batterie. Im Gegenteil! Es kommt dabei gar sehr auf den Menschen an. Manchem wird Unglück und Mißgeschick allerdings zum Uebel, verbittert ihm das Herz, knickt ihm den Mut, bringt ihn innerlich und äußerlich herunter. Aber wenn einem Andern dasselbe Los zu einer Probe wird, aus der er gereift, gefestigt und bewährt hervorgeht, dann darf jener nur sich selbst anklagen, wenn es ihm anders ausgeschlagen ist. Da sucht Gott an zwei Menschen in ganz gleicher Weise ihre Sünde heim. Dem Einen nimmt das noch den letzten Rest seines Ehrgefühls, während der Andre in sich geht und ein neues Leben beginnt. Da schickt Gott zwei

Menschen ganz dieselbe Prüfung ihres Glaubens. Der Eine wird dadurch an Gott irre, der Andre hält sich desto fester an ihn und spricht: Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn. Da werden zwei Menschen vor ganz die nämliche Schicksalsfrage gestellt. Sie wird über ihren Wert oder Unwert entscheiden. Der Eine zeigt sich als ein Schwächling, als ein Rohr, das der Wind hin und her weht. Der Andre zeigt, daß Kern in ihm ist, etwas Edles, Großes, das nun erst recht zum Vorschein kommt. Er wird noch Manchem ein Halt, eine Stütze, ein Segen sein.

Möchten wir zu denen gehören, die die Kunst gelernt haben und sie immer neu lernen von Jesus, unserm Meister, die große, merkwürdige Kunst: Unglück und Schmerz und Leid in Segen zu verwandeln. Wohl uns, wenn wir aus eigner Erfahrung sagen können: Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge, auch Not und Trübsal, zum Besten dienen!

Dörries

Der neue Geist

Zur Germanisirung des Christentums 6

Aber Christus? Ist nicht seine Person unbedingtes Ideal, das es gilt sich einzuprägen und einzuzwingen, bis man sagen kann: Nun aber nicht ich, sondern Christus! Oder was soll er sonst? — Nun, zwingen soll er uns schon; er soll uns aber dazu zwingen, unser Ideal zu schaffen; unser eignes; und das wird, wenn wir Deutsche sind, wohl auch ein deutsches werden. Andernfalls würde nie Christus in uns leben, sondern eine eingelernte Doktrin über uns hängen.

Ob ich denn vergäße, daß Christus die schlechthin ausschlaggebende Offenbarung Gottes sei und das gerade als geschichtliche Person? — Nun, was die ausschlaggebende Offenbarung angeht, so wird sich die Person Christi als solche nur dadurch bewähren können, daß sie sich geschickt erweist, unser Selbstgefühl zu jener freien Selbstzucht und Charakterbildung zu zwingen, von der ich sprach. Die Unersetzlichkeit und „Schlechthinnigkeit“ der Person Christi hängt daran, ob sie einer Germanisirung eben so fähig ist, wie sie eine Hellenisirung und Romanisirung bereits durchgemacht hat. Daß das Christentum wirklich Weltreligion sein soll, widerspricht dem Ideal der christlichen Volksreligionen so wenig, daß es vielmehr davon abhängt, ob es imstande ist, die Völker als geschlossene Volkscharaktere zu erziehen und volksbildend zu wirken statt gemeindebildend. Bis jetzt ist das Christentum noch lange nicht Weltreligion; es ist ja noch nicht einmal deutsche Volksreligion, geschweige also Weltreligion.

Schlechthinnige Offenbarung kann Christus nur sein, wenn er noch jetzt als Offenbarung Gottes original wirkt, wenn seine Person so weltumfassend ist, daß z. B. auch der moderne Deutsche durch ihn urwüchsig gezwungen werden kann, in freier Freudigkeit sein höchstes Ideal zu schaffen und es Christus zu nennen. Eine weltumfassende Person muß Seiten haben, die über das Verständnis Eines Volks und Einer Zeit hinausgehen, die deshalb erst nach Jahrtausenden gesehen werden können. Ein solcher Mensch muß eine Wucht in sich haben, die noch die spätesten Menschengeschlechter zwingt, ihr Allerbestes in ihn hineinzusehen, und überzeugt zu sein, daß es als Keim, als Möglichkeit in ihm war. Er muß den Eindruck einer so starken Fülle reicher persönlicher Kräfte machen, daß man in ihm ohne weiteres mehr Möglichkeiten voraussetzt als seine beschränkte Lebenszeit, sein kurzes Schicksal entwickeln konnte, nämlich die Möglichkeit jeder höchsten und stärksten religiösen Kraft. In ihm muß ein Etwas sich aussprechen, das es gestattet, ihn in jeder Zeit, in jedem Volk, in jeder Eigenart durchschlagend, d. h. Gott, d. h. die höchste letzte Kraft offenbarend vorzustellen. Ich schließe: Der Beweis seiner Kraft liegt in seiner Fähigkeit, z. B. auch als höchstes deutsches Ideal vorstellbar zu werden. Hat er die nicht, was soll er uns! Der Beweis der Endgiltigkeit seiner Offenbarung liegt in der Kraft, jede Zeit, jedes Volk so mit fortzureißen, daß sie ganz von selbst ihn sich nationalisiren, z. B. auch germanisiren. Und wenn ich einen Zweifel haben sollte an der Endgiltigkeit seiner Offenbarung, so müßte er darin liegen, daß so Wenige in unsrer Zeit den heiligen Zwang zur Verdeutschung des Christentums zu empfinden scheinen.

Ich weise zuerst auf etwas Nebensächliches hin. Schon das äußerlichste Anschauungsmaterial des biblischen Christentums, Gleichnisse und Symbole, die eine möglichst schnelle und einschlagende Verständigung über Gott und seinen Willen bezwecken, wird bei uns zum eigentlichen Gegenstand des Unterrichts — und wo das nicht der Fall ist, zum Hindernis des Verständnisses. Es widersteht mir, hierfür Beispiele anzuführen; jedes Einzelne würde kleinlich wirken. Aber die ganze Masse wirkt eben fast wie eine Fremdsprache, fast wie nur halbübersetzt. Schlimmer ist, daß die großen religiösen Hauptvorstellungsformen und Gedankengänge uns fremd geworden sind. Die tiefsinnige Opfertheorie, die doch im Neuen Testament im Mittelpunkt steht, die „Christus-“ oder „Messias“ideen, die Vorstellung vom „Sohne Gottes“ und das geniale Paradoxon des Paulus von der Rechtfertigung aus Glauben ohne Werke, das alles operirt mit Veranschaulichungen, die uns nicht mehr Veranschaulichungen sind. Was sie klar machen sollen, verdunkeln sie für uns bis ins Heillose. Die ganzen Vorstellungskreise, die unsre Sakramente voraussetzen, und die für breite biblische Gedankenkreise grundlegenden Aussagen über das Gesetz — wer versteht sie? Diese Fremdheit der christlichen Formensprache ist schuld daran, daß alle diese Dinge aus religiösen Daten, die sie eigentlich sind, für Viele unter uns zu mythologischen Ungeheuerlichkeiten und fremdartigen Wunderlichkeiten geworden sind.

Es bergen sich hier allerlei Probleme besonders für den Jugendunterricht, die ich an dieser Stelle nicht behandeln kann und mag. Ich glaube aber auch, daß alle Schwierigkeiten sich auflösen werden, sobald die Hauptsache eingesehen ist, nämlich, daß die ganze Grundtendenz in dem, was der Jude der Zeit Christi als richtig, gut und weise empfand und woran Christus selbstverständlich anknüpfen mußte, im genauen Gegensatz zu dem steht, was wir, wenn wir uns natürlich und ungekünstelt geben, als richtig, gut und weise empfinden. Es ist doch nicht die heile Gottlosigkeit, sondern ein sehr gesunder und gut deutscher Instinkt, wenn unsre Arbeiter sich aus allen Kräften gegen die Zumutung wehren, um Gottes willen ihren „Herrn“ gehorsam zu sein „mit Furcht und Zittern als Christo.“

Ich will kurz einen nebensächlichen Punkt anführen, um an ihm und besonders an den Ausreden aller seiner orthodoxen sowohl als freisinnigen Ausleger meine Meinung noch etwas deutlicher zu machen: die Ehegesetzgebung des Paulus. Sie steht durchaus nicht auf der Höhe der christlichen Ethik. Sie motivirt ihre Bestimmungen — die in dem bekannten Worte gipfeln: Heiraten ist gut, Nichtheiraten ist besser — mit dem baldigen Weltende. Es läßt sich aber leicht denken, daß die ganze neutestamentliche Ethik viel mehr, als gewöhnlich angenommen wird, mit dieser Erwartung rechnet, und die moderne Bibelauslegung sowohl als Dogmatik greift denn auch sehr häufig auf sie zurück. Wenn nun, wenigstens an der einen angeführten Paulinischen Stelle von allen Seiten zugegeben wird, daß ein Gutachten, das so stark mit dem baldigen Eintritt des Weltendes rechnet, nicht ohne weiters für uns bindend sein kann, so liegt doch sehr deutlich in derselben Linie die Erkenntnis, daß es allgemeine Gesetzgebungen überhaupt nicht giebt. Die Gesetzgebungen, auch die höchsten und ernstesten sind in ihren Einzelmotivirungen und -formen nicht für alle Zeiten, also auch nicht für alle Völker da. Und der Schritt bis zur Anerkennung der Thatsache, daß selbst die intimste Frömmigkeit anders da ist für den Juden zur Zeit Christi als etwa für einen Deutschen unsrer Zeit, klingt nicht mehr so ketzerisch in die Ohren.

Christus ist nun einmal nie und nimmer Vorbild, sondern Geistgeber, und sein Geist wird jeden schon in seine eigne Wahrheit führen. Sein Geist ist Schöpfergeist! — — —

Dieses Beides soll die Verdeutschung der Frömmigkeit uns bringen:

Erstens die Einsicht, daß alles wahre Frommsein in sich schöpferisch ist, ein Schaffen zeitigt. Und ich glaube, daß wo diese Einsicht herrscht, ganz von selbst die mythologischen Spitzen in rein religiöse Aussagen werden zurückgeschmolzen werden.

Zweitens ein neuer Wille, eine neue sittlich-religiöse Ge-

stimmtheit, nämlich ein unbeugsamer Wille zur Macht und Gewalt der Seele, zu innerstem und höchstem Stolz und Trotz, zu einer Gesinnung, die Gott sich nicht als Feind fühlt, sondern als Bundesgenossen, die mit beiden Füßen fest vor ihm steht und ihm gerade ins Auge schaut.

Ueber die zuerst genannte Einsicht in die Schöpfung der Religion habe ich schon Manches gesagt und werde noch Einiges sagen müssen. Heute möchte ich noch kurz über das Zweite, den neuen Willen handeln.

Ihm steht entgegen die Lehre, daß man nur durch Verzweifeln an der Kraft selig wird und daß das nicht nur die Grundthatsache, sondern auch die unbedingt nötige stete Begleitstimmung des „wahren“ christlichen Lebens sein müsse.

Diese Lehre hat für alle Dekadenten Reiz. Sie mag auch für Kranke und sonst Ruhebedürftige ihr Recht haben. Für Andre aber ist sie künstlich und niederziehend. Und die ganze aus dieser müden, dekadenten Stimmung erwachsene und zu ihrer Verteidigung und Empfehlung erfundne Theorie von dem ewigen Widerspruch zwischen Gott und dem „natürlichen Menschenherzen“ halte ich für grimmig verfehlt. Gott und das Ich sind für, nicht gegeneinander bestimmt. Für unser deutsches Gefühl treten Selbstachtung und Selbstvertrauen nur in vorübergehenden Gegensatz zu Gottesfurcht und Gottvertrauen. Fern von ziellosem, gottlosem Trotz soll ein mit Gott verbündeter Trotz uns stark machen. „Hab ich das Haupt zum Freunde und bin geliebt bei Gott, was kann mir thun der Feinde und Widersacher Rott!“ Ich finde in der That hier ein wichtiges Stück der Germanisirung der Frömmigkeit. Man wird von „kirchlicher“ Seite sagen, daß ich damit Gott und dem Erlöser die Ehre nehme, um sie dem Menschen zu geben. Ich stelle dem die ganz bestimmte psychologische Beobachtung gegenüber, daß der Gott, der nur über gebrochne, sich selbst wegwerfende Seelen herrschen kann, immer als ein kleiner, schwächlicher, lieber Gott herauskommt, während starke selbstbewußte und selbstvertrauende Menschen einen starken, gewaltigen, schlagenden, kämpfenden, mächtigen und wuchtigen Gott brauchen. Und ebenso geht es mit der Auffassung des Christus. „Gleiches wird nur von Gleichem erkannt.“ Der deutsche Gott ist die Fülle aller wuchtigen Kraft, eiu durchgehender und zermalmender Gott, ein Gott auf Tod und Leben. Und der deutsche Gläubige weiß sich von den Schwächlingen aufs tiefste geschieden, die vor jedem Luftzug erschrecken, die ihren Gott hinter den Altar oder gar hinter die Schürze der Polizei flüchten, wenn ein großer oder frecher Gedanke laut wird.

Der deutsche Christ sieht aus wie Luther und Ernst Moritz Arndt, er fürchtet sich auch vor dem lautesten Uebermenschen nicht. Uebervoll von trotziger Kraft und Uebermensch fühlt er sich selbst und deshalb liebt und fürchtet er den Gott, von dem er seine Kraft sich gegeben weiß. Er schaut ihm grade und aufrecht ins Antlitz. Von daher versteht der Deutsche auch Christus und — versteht ihn recht. Der Deutsche wird entweder den starken und freien Gott finden, der ihn auch stark und frei macht, oder er wird sich gegen Gott erklären. Denn der deutsche Atheismus ist nicht überhaupt gottlos, er ist nur den Gott los, der Sklaven will und sklavischen Selbstverzicht. Bonus

Die Quäker

4. Ein Salz der Erde

Wenn wir die Quäker des neunzehnten Jahrhunderts betrachten, so erscheinen sie uns nicht mehr als ein sonderbares Völkchen, aber ihr Wohlstand, ihre hohe Bildung, ihre allgemeine Verwandtschaft machen sie zu einer exklusiven Gesellschaft. Niemand nimmt so leicht an, daß er ihnen willkommen sei, und oft haben sie nur wenig Neigung gehabt, arme, ungebildete Leute in ihre Kreise aufzunehmen. Sie suchen durch religiöse Veranstaltungen für Erwachsene neue Mitglieder zu gewinnen, aber sie überlassen es doch lieber der Heilsarmee, die von den Gassen und Hecken hereinzunötigen. „Du paßt nicht zum Quäker,“ hat schon Mancher hören müssen, dem sie sonst viel Gutes erwiesen.

Wir sehen, nach sozialer Stellung, Bildung und Besitz gleichen die heutigen „Freunde“ ihren ersten Vorfahren sehr wenig; in dieser Beziehung steht heute die Heilsarmee den alten Quäkern näher, wie sie auch die gleiche Liebe zu energischer innerer und äußerer Mission, die Lust an der Straßenpredigt, an der Gewinnung der tiefsten Schichten hat. Ob auch die Heilsarmee in zweihundert Jahren eine exklusive Patriziergesellschaft sein wird?

Die große Bedeutung, die die vier letzten Geschlechter der Quäker für die Welt hatten, liegt in ihrer eifrigen, opferwilligen Beteiligung an allen guten Bestrebungen der Zeit. Das moderne Vereinswesen bot ihnen neue Wirkungsstätten, aber auch in die Parlamente traten sie ein, von der Politik halten sie sich nicht mehr fern. Ihre Sehnsucht ist, ein Salz der Erde, Mitarbeiter Gottes zu sein. Seit 1783 kämpfen sie auch in England als Gemeinschaft gegen den Sklavenhandel, seit Beginn dieses Jahrhunderts helfen sie den Bibelgesellschaften und den Volksbildungsbestrebungen, seit 1819 wirken sie für Verbesserung der Strafgesetze und dann für die Enthaltsamkeitsbestrebungen. Wenn wir heute ihre Zeitschriften durchblättern, bemerken wir besonders lebhaftes Interesse für die Friedenssache und die internationalen Schiedsgerichte, für die völlige Ausrottung der Sklaverei, für die Unterdrückung des Opium- und Branntweinhandels in den Kolonien, für alle Mäßigkeitsbestrebungen, für alle Zweige der Innern Mission, für besseres Schulwesen, für die Aeußre Mission u. a. Sie haben für diese Zwecke eigne Vereine, unterstützen aber auch interkonfessionelle Unternehmungen reichlich. Wie freigebig sie sind, zeigt, daß 1896 ihre eigne Gesellschaft für Heidenmission 16650 Pfund Einnahme hatte, also fast soviel mal 20 Mark als die Quäker Mitglieder zählen. Sie unterhielten77 Missionare, d. h. 50 Familien einen. Daß sie in der letzten Zeit große Summen für die Armenier und für die Milderung der Hungersnot in Indien aufgebracht haben, braucht kaum hinzugefügt zu werden.

Die Institutionen und Glaubenssätze sind noch dieselben wie früher. Sie bilden einzelne, meist sehr kleine Gemeinden, die sie Meetings nennen; sie sind in kleinern Bezirken zu Synoden, sogenannten Monatsversammlungen verbunden, diese wieder in größern Provinzen zu Vierteljahrsversammlungen, deren es 18 in Großbritannien giebt. Ihre Vertreter kommen jährlich in London zusammen zum Yearly Meeting, der höchsten Autorität der Gemeinschaft. In Dublin ist eine Jahresversammlung, in Amerika hat man 14 solcher Versammlungen. Sie sind von einander unabhängig und haben keine obere Spitze mehr; schriftliche und mündliche Grüße und Anregungen sind die einzige Verbindung.

Die einzelnen Gemeinden haben verschiedne Kommissionen für ihre verschiednen Aufgaben, z. B. Armenpflege, Krankenbesuche, Ueberwachung der Mitglieder nach ihrem Lebenswandel, Ueberwachung der Prediger nach ihrer Lehre. Sie haben also Prediger, aber das sind unbezahlte Freiwillige.

Sie werden auch von Niemand ernannt, denn dazu hätte nach Ihrer Anschauung Niemand das Recht, sondern sie werden nur anerkannt, d. h. die Gemeinden beschließen, daß ein Mann oder eine Frau offenbar von Gott die Gabe die Predigt habe. Daß die Quäker keine besoldeten Gemeindebeamten haben, halte ich für einen wichtigsten Grund ihrer Kleinheit; ihr Grundsatz: „Nur Christus darf zwischen uns und Gott treten“ ist ja vom protestantischen Standpunkte aus unanfechtbar, aber alle Bestrebungen und Arbeiten brauchen Fachmänner und Berufsbeamte, wenn sie gedeihen sollen. Hätten die Quäkergemeinden angestellte, gutgebildete Männer zu Dienern, so stünden sie bald ganz anders da. An Geld dazu fehlt es nicht, aber die alte Ueberlieferung, die Furcht vor der Priesterherrschaft wird diesen rettenden Schritt wohl immer verhindern. Ein Bedürfnis nach besserer theologischer Bildung empfinden aber auch die Quäker; sie suchten 1897 abzuhelfen durch eine Sommerschule im Seebade Scarborough, die vierzehn Tage lang morgens und abends Vorträge bot. Ihre religiöse Bildung wird aber auch gefördert durch ihre guten Zeitschriften. Sie haben in England eine Wochenschrift (The Friend), ein Monatsblatt (The British Friend), eine Vierteljahrsschrift (Friend's Quarterly Examiner) und eine Monatsschrift für äußere Mission (Our Missions).

Nach ihrer Glaubensstellung sind die meisten Quäker heute orthodox, obwohl ihre Sekte eigentlich nie nach dem Glauben fragt und das innere Licht, das sie doch als oberste Autorität anerkennen, leicht zur Entfernung vom alten Glauben führt. Zu Anfang unsers Jahrhunderts gab es Tausende von Quäkern, die die Gottheit Christi leugneten. In Amerika trennten sich 1827 rund 30000 Freisinnige ab unter Führung des Pantheisten Elias Hicks; und heute soll es in London eine ganz kleine Gemeinschaft freidenkerischer Quäker geben, ich habe aber Näheres über sie nirgends erfragen können. Uebrigens besteht die Orthodoxie der andern nur in der Zustimmung zum apostolischen Glaubensbekenntnis; sie verwerfen dagegen alle Sakramente, Symbole und Zeremonien, kennen also keine Taufe, keine Konfirmation, keine Trauung, kein Abendmahl; sie glauben auch nicht an die wörtliche Inspiration der Bibel und halten diese für keine unfehlbare Autorität. Ihr wichtigstes religiöses Streben geht auf das Reich Gottes auf Erden, ihr innigster Wunsch ist, daß die Welt Christus erfasse.

Zu Christi Füßen sitzt die Welt
Unwissend, blind, in schwerem Traum.
Einst faßt sie seines Kleides Saum,
Und sieh: der große Wunderheld
Schafft Glück und Glanz aus Staub und Schaum.

5. Eigne Eindrücke

Ich habe nur einem Quäkergottesdienste beigewohnt, an einem Maisonntag 1897 in London. Es fand gerade die Jahresversammlung der britischen Quäker statt, und deshalb waren viele auswärtige, auch ausländische „Freunde“ da, deshalb war auch die Stimmung besonders gehoben. Der Saal war ganz einfach, ohne jedes religiöse Abzeichen und ohne jedes musikalische Instrument. Links saßen die Männer, rechts die Frauen, ebenso gegenüber die Aeltesten; alle Plätze waren besetzt, beide Geschlechter gleich zahlreich. Besondre Quäkertracht war kaum noch zu bemerken; die Damen verschmähten einen gemäßigten Luxus nicht; bei den Männern fiel die Menge edler und kluger Gesichter auf. Als es Elf schlug, begann der Gottesdienst, d. h. man setzte sich hin und nahm dann den Hut ab; Einer behielt ihn auch auf. Nach etwa fünf Minuten Stillschweigen erhob sich ein Aeltester und sagte Etwas, das ich nicht verstand. Wieder nach einer Weile fiel ein militärisch aussehender Herr auf seine Kniee und betete laut, wir Andern standen auf und folgten seinem Gebet. Kurz danach begann ein junger Aeltester eine Predigt im Anschluß an ein alttestamentliches Wort; sie war recht gut, offenbar sorgfältig durchdacht, inhaltlich nicht anders, als man sie sonst in Kirchen hört. Einmal verglich er die Christen mit elektrischen Drähten, die ganz gewöhnlich aussehen, aber manchmal aufleuchten und dadurch die Kraft verkünden, die sie erfüllt, für deren Wirken sie da sind. Als er geendet, stand sein Nachbar auf und schloß eine zweite Rede daran, die ganz den Charakter der Erweckungspredigt hatte. Dann folgten fünf oder sechs kurze Gebete schnell aufeinander. Ein hübscher junger Mensch von vielleicht achtzehn Jahren sagte zwei Sätze, zwischen denen er eine sehr lange Pause machte, dann wieder eine Pause; er hätte gewiß Worte finden können, aber er wartete als echter Quäker offenbar ab, ob ihm der Geist Etwas eingebe, und Alle warteten geduldig mit ihm. Aber der Geist giebt ihm Nichts weiter ein. Zwei Frauen beten auch, die eine ganz wunderbar. Sie singt ihr Gebet, wenngleich es in ungebundner Sprache frisch aus ihrer Seele quillt; sie singt es mit schöner, reicher Stimme. Anfangs ist man überrascht über diesen wunderbaren Vortrag, bald sagt man sich: das ist offenbar der natürliche Ausdruck für die höchste Andacht dieser Seele; sie weiß kaum, daß sie singt. Ich habe mit dieser Dame und andern Quäkern im gleichen Hotel gewohnt; es war eine bescheidne Frau, die gar nicht den Eindruck der Exaltirten machte. Noch ein Beter folgte ihr, dann setzte ein Aeltester den Hut auf, der Gottesdienst war zu Ende. Ich habe Spurgeon und andre berühmteste Prediger gehört; sie machten auf mich nicht tiefern Eindruck als diese Stunde.

Ich habe dann auch noch der Jahresversammlung des Quäker-Mäßigkeitsvereins beigewohnt; auch sie verlief in Begeisterung bei vortrefflichen Ansprachen. Eine berühmte Sängerin, Antoinette Sterling, in allzu schmucklosem Hauskleide, sang dazwischen Lieder und Arien aus Oratorien mit einer Stimme, wie ich sie so mächtig, so tief, so packend von einer Frau sonst nie gehört habe. Sie sang ohne instrumentale Begleitung, denn auch hier, im Devonshire House sind Klavier und Orgel verpönt. Uebrigens sind die heutigen Quäker schon längst keine Verächter der Musik und der andern Künste mehr; ihren amerikanischen Dichter Whittier haben sie recht lieb gehabt. Sie haben überhaupt nur noch wenig Eigentümlichkeiten. Sie vermeiden noch gern die heidnischen Namen der Wochentage und Monate, sprechen also vom ersten Tage statt vom Sonntage und vom zwölften Monat statt Dezember. Sie vermeiden unter sich auch die Titel Herr, Frau, Fräulein und reden einfach von Joshua Rowntree und Anne Richardson. Merkwürdig ist in ihren Versammlungen, daß sie keine Abstimmungen und deshalb auch keine Anträge kennen, und doch müssen Beschlüsse gefaßt werden. Es geschieht das, indem die Schriftführer am Ende einer Beratung eine Resolution verfassen und vorlesen; es gelingt ihnen fast immer, die Stimmung der Versammlung richtig wiederzugeben. Als Beispiel gebe ich folgendes Ergebnis zweier langer Beratungen über die soziale Frage; der Schriftführer resumirte:

„Wir haben die gegenwärtige und die vorhergehende Sitzung Erwägungen gewidmet, die die Stellung der Gesellschaft der Freunde zu den sozialen Fragen betrafen. Angesichts der überraschenden Kontraste zwischen großem Luxus und äußerster Armut, wie wir sie überall antreffen, angesichts der häufigen und verderblichen Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern und der vorhandnen Tendenz, die Kluft zwischen den verschiednen Klassen noch zu verschärfen, sind wir ermahnt zu größerer Einfachheit in unsrer Lebensführung, zu größerer Freundlichkeit gegen unsre Umgebung. . . . Wir fühlen, daß unsre Schulen für Erwachsene ein gutes Arbeitsfeld sind, auf dem wir den Einfluß ausüben können, zu dem eine christliche Kirche den Tagesfragen gegenüber zweifellos verpflichtet ist. Wir glauben und hoffen, daß der Erfolg unsrer Beratung ein lebendigeres Pflichtgefühl den sozialen Zuständen gegenüber sei.“

Man vergleiche diese Resolution mit dem, was andre Körperschaften zur sozialen Frage zu sagen haben, so sieht man die Eigenart des Quäkertums deutlich.

6. Quäker in Deutschland

Daß unsre Brüdergemeinden und Mennoniten einige Aehnlichkeit zeigen, ist schon erwähnt. Noch ähnlicher sind unsre Darbisten, die nach Tausenden zählen; unter ihnen ist ein General a. D., dessen wöchentliche Predigten in vielen Kasernen verbreitet werden. Sie haben den gleichen Gottesdienst wie die Quäker, nur daß dabei geistliche Lieder angestimmt werden dürfen. Aber wir haben auch echte Quäker gehabt und haben bis heute noch einige. Sara Grobb heißt die Mutter des deutschen Quäkertums. Sie kam 1795 von England nach Minden und fand dort viele Familien, denen die Landeskirche nicht genügte. Sie veranstaltete Versammlungen in den Häusern, und bald wurde eine christliche Gesellschaft der Freunde gestiftet. Ihre Mitgliederzahl war anfangs sehr klein, aber sie stieg im Anfang unsers Jahrhundert auf dreihundert bis vierhundert, die in Minden und den umliegenden Dörfern Hartum, Hille, Eidinghausen und Obernkirchen wohnten.

Von Minden aus wurde eine zweite Versammlung, d. h. also Gemeinde, in Pyrmont und Friedensthal begründet. Auch sie gedieh einige Jahrzehnte, und die Kolonie in dem jetzt als Sommerfrische bekannten Friedensthal war ein schönes Bild christlich-sozialer Gemeinschaft. Die Quäker betrieben dort gemeinschaftlich eine bedeutende Woll- und Messerschmiedeindustrie. Ihre Wolle hatte weit und breit einen guten Ruf.

Aber sie konnten auf deutschem Boden auf die Dauer nicht gedeihen. Sie waren schon als Sekte und als Protest gegen die Staatskirche unbequem; wegen Verweigerung des Eides wurden ihnen hohe Geldstrafen und Kosten auferlegt, namentlich aber ließ sich ihre Verweigerung des Kriegsdienstes nicht mit dem modernen deutschen Staate vereinigen. Es wurde ihnen eine besondre, sehr hohe Militärsteuer auferlegt, die drei Prozent

ihres Einkommens betrug, und schließlich wurden ihre jungen Leute doch zum Heeresdienste gezwungen. Die Folge war, daß viele ihrer Jünglinge nach Amerika oder anderswohin auswanderten, und daß andre, deren Quäkerglaube nicht sehr stark war, aus der Sekte austraten, um den Bedrückungen der Behörden zu entgehen und ihren Mitmenschen wieder näher zu treten. Die Behörden erkannten an, daß die Freunde sonst gute Bürger und treue, aufrichtige Leute waren, aber wegen ihrer Stellung zur Wehrpflicht waren sie eine Last, zumal wenn sie aus Gewissensgründen sich lieber auspfänden ließen, als daß sie freiwillig die Militärsteuer bezahlten.

So starb die Kolonie Friedensthal wegen Mangels an jungem Nachwuchs allmählich aus; vor einigen Jahren ist das Versammlungshaus in Pyrmont verkauft, und nur der Kirchhof erinnert noch an die Quäker, die hier einst gelebt und gewirkt haben. In Minden giebt es noch heute eine Versammlung, aber es sind auch hier nur noch einige wenige Familien. Einer aus ihrem Kreise, Louis Rasche, hat mehrere deutsche Quäkerschriften herausgegeben; ihm verdanke ich auch diese Mitteilungen über die deutschen Freunde.

Ich brauche nicht auszuführen, daß die Quäker in Deutschland keine glänzenden Aussichten haben; müssen sie doch selbst in England ein allmähliches Aussterben befürchten. So wollen wir uns freuen, daß ihre Tugenden auch in allen andern Konfessionen erlangt und bethätigt werden können: die strenge Wahrhaftigkeit und volle Zuverlässigkeit im Berufe, die Sparsamkeit, Mäßigkeit, Häuslichkeit, die Einfachheit der Lebensführung, das Vermeiden von allem Schein und Prunk, die Beteiligung, opferwillige Beteiligung an allen guten Bestrebungen der Zeit. Wilhelm Bode

---

Die Ausweisungen in Nordschleswig

Von einem Schleswiger

2

Die dänische Partei verfügt über eine ausgebildete Organisation und eine viel gelesene, zum Teil äußerst geschickt, aber ebenso fanatisch redigirte Presse. Wo sie irgend kann, macht sie ihr numerisches und materielles Uebergewicht geltend. Man bedrängt hie und da deutsch gesinnte Geschäftsleute, die es wagen, ihre politische Ansicht öffentlich zu zeigen, liebt es, die eigne Gesinnung oft auf kleinliche Weise zum Ausdruck zu bringen, und sucht den deutschen Beamten und Pastoren gelegentlich Etwas anzuhängen. Ja in einzelnen Fällen ist es vorgekommen, daß man von Pastoren, d. h. wohl nur von solchen, die aus Nordschleswig selbst stammten, verlangt hat, sie sollten sich in ihrer Familie der dänischen Sprache bedienen. Besonders treten einzelne Preßorgane mit einer Insolenz auf, die ihresgleichen sucht. Seltsamerweise beehren sie die Befürworter einer befriedigenden Lösung der Sprachfrage mit besondern Anfeindungen, sodaß sogar einzelne von den siebenundsiebzig Pastoren, die vor einigen Jahren um die Einführung von zwei dänischen Sprachstunden neben den vier dänischen Religionsstunden in der Volksschule petitionirten, von ihrem damaligen Standpunkte zurückgekommen sind. Namentlich haben diese Blätter eine wahre Virtuosität darin, die alten schleswig-holsteinischen Erinnerungen, besonders die der Jahre 1848 bis 1850 in unglaublicher Weise als „Aufruhr, Meineid, Lüge“ und das Schleswigholsteinlied als „Aufruhrlied“ zu schmähen.

Die Justiz sieht sich demgegenüber leider in der gleichen Lage, wie gegenüber den ultramontanen Verunglimpfungen Luthers und der Reformation, sodaß Bestrafungen oft nur auf Umwegen zu erreichen gewesen sind. Als zum Beispiel vor bald zwei Jahren einige Freunde der schleswig-holsteinischen Erinnerungen und des kirchlichen Lebens den Plan faßten, auf dem Schlachtfelde von Idstedt eine Gedächtniskirche zu bauen, und zugleich im Verein für schleswig-holsteinische Kirchengeschichte vorgeschlagen wurde, zum fünfzigjährigen Gedächtnis an die Erhebung Schleswig-Holsteins eine Schrift über die Geschichte der Kirche in jenen Jahren erscheinen zu lassen, redeten diese Zeitungen von einer „geistigen Schandsäule für meineidige Pastoren,“ von einer

„Revolutionskirche,“ die nach den drei Schwurfingern „drei Türme“ haben müsse u. s. w. Dem jetzigen Oberpräsidenten wurde es aufs bitterste verdacht, daß er den Aufruf für den Kirchenbau mit unterzeichnet und sich überhaupt der „vorpreußischen, schleswig-holsteinischen-dänenfeinlichen Partei“ angenähert hätte. Erinnert mag auch werden an das Verhalten derselben Blätter gegen den Propst Kier in Tondern, einen wahren Freund des nordschleswigschen Volkes, wegen seiner bekannten viel erörterten Thesen über die Inspiration im Jahre 1891.*)

Es ist nicht unsre Absicht, hier eine umfassende Charakteristik der dänischen Presse und Agitation zu geben. Die angeführten Proben dürften, zusammengehalten mit denen, die von andrer Seite gegeben sind, vollauf genügen, um darzuthun, daß hier grobe Ausschreitungen vorliegen, denen durchaus gesteuert werden muß, wenn Friede im Lande werden soll. Niemand wird deshalb leugnen können, daß die deutsche Regierung alle Ursache hatte, sich ernstlich zu fragen, wie sie dieses Notstandes Herr zu werden vermag. Doch bleibt es die Frage, ob man deshalb zu einer Ausnahmemaßregel schreiten durfte, und zwar zu einer solchen, die nicht die unserm Staatsverbande angehörenden eigentlich Schuldigen — man berechnet deren Zahl auf 150 bis 200 Personen — traf, sondern eine größere Anzahl dänischer Unterthanen, und die zugleich weitere Kreise der allerdings dänisch gesinnten, aber ruhigen und loyalen Bevölkerung (Geschäftsleute, Landleute u. s. w.) schädigt, und durch den unausbleiblichen Gesindemangel noch weitere Kreise, sogar die deutsch gesinnten, in Mitleidenschaft zieht.

Auch lassen sich für die Ausschreitungen der Dänen mildernde Umstände geltend machen. Das Dänentum ist eine Bewegung des unabhängigen Bauern- und des kleinern Bürgerstandes. Eine Aristokratie und akademisch gebildete Führer fehlen jetzt fast gänzlich. Die Führer sind intelligente ländliche Hofbesitzer, frühere Volksschullehrer oder andre self made men. Infolge des politischen Gegensatzes und des Unterschieds der Sprache bleibt der Gesichtskreis auf das kleine Nordschleswig beschränkt, als wenn dieses eine Welt für sich bildete und nicht abgesehen von der staatlichen noch andre mächtige Verbindungen mit dem Süden vorhanden wären.

Auch ist sehr fraglich, ob unsrerseits in Nordschleswig stets den Verhältnissen entsprechend verfahren worden ist. Ja in den ersten Jahren war die preußische Politik (Bismarck), im Gegensatz zu den Wünschen des schleswig-holsteinischen und des ganzen deutschen Volkes, zu recht weitgehenden Konzessionen auf dem Gebiete der Staatszugehörigkeit bereit. Vorwiegend der Hartnäckigkeit der dänischen Unterhändler ist es zu verdanken, daß nicht schon während der Friedensverhandlungen im Jahre 1864 die Hälfte von Schleswig, darunter rein deutsch gesinnte Gebiete, oder 1867 durch die Einmischung Napoleons III. im Prager Frieden der nördlichste Teil von Nordschleswig (bis zur Gjenner Bucht, reichlich der heutige Kreis Hadersleben) thatsächlich an Dänemark abgetreten wurde. In jener ersten Zeit, als Schleswig-Holstein und Preußen noch Gegensätze bedeuteten, ließ man das Dänentum als eine Art Gegengewicht ruhig gewähren: ein Seitenstück zu dem gleichen Verfahren gegen den Sozialismus. Ebenso wurde, wie es uns noch kürzlich ein Mitkämpfer des Krieges von 1870 an einem eklatanten Beispiele zeigte, den jungen Leuten, die damals vor der Aushebung oder gar der Einberufungsordre über die dänische Grenze geflüchtet waren, die Rückkehr unter sehr milden Bedingungen gestattet: eine Milde, die sich teils aus der Rücksicht auf das friedliche Verhalten Dänemarks, teils aus der Furcht vor dem Ueberhandnehmen der Auswanderung der jungen Generation erklären dürfte, doch im Hinblick auf die Treugebliebnen übel angebracht war.

In den folgenden Jahren und besonders nach der durch das Bündnis mit Oesterreich ermöglichten Aufhebung des § 5 des Prager Friedens, der rechtlichen Grundlage der Hoffnungen der Dänen auf eine Vereinigung mit dem Königreiche, schlug man freilich eine andre Tonart an. Aber statt nun an die alten heimischen, schleswigschen und schleswisch-holsteinischen Tra-

---

*) Siehe Christliche Welt 1892, Nr. 4.

ditionen anzuknüpfen, der Bevölkerung vorzuhalten, daß sie mit Schleswig an Preußen und Deutschland gekommen sei, und sie dabei in Ruhe die Vorteile der preußischen Verwaltung erfahren zu lassen, trat man vielfach dem Einheimischen, auch der Volkssprache schroff gegenüber und verwandte je länger je mehr des Dänischen gänzlich unkundige und schon deshalb dem Leben des Volkes fernstehende Beamte. Mitte oder Ende der siebziger Jahre wurde zum Beispiel erzählt, der damalige Regierungspräsident habe einen Landrat, einen alten schleswig-holsteinischen, selbstverständlich gut deutsch gesinnten Beamten, auf einer Fahrt durch seinen Kreis heftig angelassen, weil dieser einem Jungen die Aufforderung zu einer Hilfeleistung im dänischen Volksdialekte zurief. In den achtziger Jahren begann man mehr auf privatem Wege damit, für Schulhäuser auf dem Lande, selbst in den vor 1864 zum Königreiche Dänemark (nicht zum Herzogtum Schleswig) gehörenden Enklaven, preußische Flaggen anzuschaffen und Flaggenstöcke aufzupflanzen, ein Gebrauch, der in Schleswig bei einfachen Landschulen durchaus nicht üblich und schon deshalb von übler Wirkung auf die Bevölkerung war, bei deren Stimmung eher eine Anreizung zur Opposition als eine Förderung des Patriotismus.

Ueberhaupt lebt die dänische Partei heute in der Lage der Bedrückten. Die öffentlichen Versammlungen, auch die der Vereine, werden polizeilich scharf überwacht. Alle öffentlichen Manifestationen dänischer Gesinnung, z. B. das Zeigen dänischer Farben, das Singen einer ganzen Reihe von dänischen (auch einzelnen norwegischen) Liedern an öffentlichen Orten und sogar in Privathäusern wird auf Grund einer 1865 nach dem Kriege erlassenen und später wieder ausgegrabnen Verfügung polizeilich verfolgt und bestraft, wie wir in den fünfziger Jahren wegen des Schleswig-Holsteinliedes chikanirt wurden.

Das Schwerste für die Dänen ist aber ohne Zweifel die Zurückdrängung ihrer Sprache. (Ueber die Sprachfrage vergl. Christliche Welt 1892, Nr. 8 und 1893, Nr. 34.) Von öffentlichen Orten hat sie nur die Kirche behauptet, obschon auch diese nicht in dem altherkömmlichen Umfange. An mehr und mehr Orten werden nämlich deutsche Nebengottesdienste, mehrfach auch Hauptgottesdienste, etwa einer in jedem Monat, eingeführt zu Gunsten deutscher, oft wenig kirchlicher Minoritäten, aber nicht zum Vorteil für den regelmäßigen Kirchenbesuch des größern dänischen Teils der Gemeinde. Das Bedürfnis deutscher Gottesdienste ist in den Landgemeinden nicht so groß, als es erscheinen könnte, da die einheimischen Deutschgesinnten teils selbst die dänische Sprache sprechen oder doch mit ihr gut bekannt sind. Im übrigen ist die dänische Sprache aus den Positionen, die sie seit dem Erwachen der nordschleswigschen dänischen Agitation in den dreißiger Jahren gewonnen hatte: der Gelehrtenschule, dem Lehrerseminar und der städtischen Volksschule, dem Gerichte und der Verwaltung schon 1864 und im Anfang der siebziger Jahre wieder verdrängt. Ja, im Jahre 1888 hat sie ihre althergebrachte Stellung in der ländlichen Volksschule verloren. Eine Oberpräsidialverfügung vom 18. Dezember ordnete damals statt der bestehenden zwölf (vorher sechs) deutschen Unterrichtsstunden die Einführung voller deutscher Schulsprache an mit Ausnahme von vier dänischen Religionsstunden (neben zwei deutschen) auf der Ober- und Mittelstufe und sechs dänischen Religionsstunden auf der Unterstufe. Diese Oberpräsidialanweisung (wohlbemerkt nicht ein förmliches Gesetz) bedeutete einen Bruch mit der altbewährten schleswigschen Schulgesetzgebung, nach der — in der Regel wenigstens — die Sprache des Unterrichts in der Schule die gleiche sein sollte, wie die der Predigt in der Kirche, und sie wurde deshalb von der Bevölkerung aufs schmerzlichste empfunden. Die Eltern klagten, sie könnten dem Lernen ihrer Kinder nicht mehr folgen, wie sie das bisher zu thun pflegten, und die Kinder könnten keinen ordentlichen Brief in der Muttersprache mehr nach Hause schreiben. Man hörte diesseits und jenseits der Grenze laute Klagen über „Unterdrückung" und „Barbarei", Klagen, die sich nach den andern nordischen Ländern fortpflanzten und unzweifelhaft auch an der Newa Gehör fanden.

Die Sprachverfügung isolirt den dänischen Religionsunterricht und bereitet seinen Fall sowie den der dänischen Kirchen-

sprache vor. Es wird sich nicht in Abrede stellen lassen, daß man, statt das in gedeihlichem Fortschritte befindliche Vorrücken des Plattdeutschen an der Sprachgrenze abzuwarten, die Germanisirung Nordschleswigs beschleunigen wollte. Auch ging man weit über das hinaus, was einst die dänische Regierung in den mit Recht beklagten fünfziger Jahren unternommen hatte. Während nämlich die Dänen nur Mittelschleswig angriffen, wo noch Reste von früherm Dänisch vorhanden waren, dagegen den rein plattdeutschen Süden und den friesischen Westen des Herzogtums unberührt ließen, nahm man jetzt deutscherseits ganz Nordschleswig auf einmal. Bezeichnend ist, daß es diesmal nicht nur die dänisch gesinnte Bevölkerung und ihre Vertretungen waren, die um eine Aenderung baten, sondern auch die große Mehrzahl der doch fast ausnahmslos deutschgesinnten Pastoren. Die — angeblich halbamtliche — Berliner Korrespondenz vom 23. Januar redet von einer „stürmischen Opposition der dänischen Geistlichkeit." Weder ist aber je eine „stürmische Opposition" hervorgetreten, noch existirt in Nordschleswig eine „dänische Geistlichkeit." Die Pastoren sind fast ausnahmslos entschieden deutsch gesinnt, namentlich auch die Urheber der Sprachpetition. (Vergl. Schlesw.-Holst. Kirchen- und Schulblatt 1899, Nr. 5. Christliche Welt 1892, Nr. 8.) Vergeblich aber waren die Petition der Letztern, 77 an der Zahl, um die Einstellung von zwei dänischen Sprachstunden, ebenso ein analoger, fast einstimmiger Beschluß der Gesamtsynode von 1891 (Antrag Kawerau) und zwei scharfe, die Sprachverfügung verurteilende motivirte Tagesordnungen der beiden letzten Gesamtsynoden. Die erbetne Einfügung von zwei dänischen Sprachstunden, womit sich jetzt auch die Dänen begnügen wollen, ist bisher immer wieder abgeschlagen worden.

Gegenwärtig besteht der unglaubliche Zustand, daß der Religionsunterricht in einer Sprache erteilt wird, die die Schule gar nicht lehrt. Der nordschleswigsche Dialekt, der südliche Zweig des Westdänischen oder Jütischen, ist nämlich nach Grammatik und Wortschatz stark verschieden vom Schriftdänischen (am ähnlichsten dem seeländischen Dialekt), selbstverständlicherweise unendlich viel mehr vom Deutschen, auch von dem benachbarten Plattdeutschen. Von dieser Volkssprache aus, die niemals Schriftsprache gewesen ist, und deren Wortschatz sich meist auf die Dinge des täglichen Lebens beschränkt, ist ein vollkommnes Verständnis der Schriftsprache, auch der Sprache der Kirche und des Gesangbuchs, unmöglich. Dazu sind der Verschiedenheiten zu viele bei aller innern Zusammengehörigkeit beider Sprachzweige. Es ist für Jeden, der wirklich Einblick in diese Verhältnisse gewonnen hat, einfach unverständlich, wie man noch immer das Gegenteil behaupten mag!

Hinzu kommt, daß einzelne Schulaufsichtsbeamte noch über das Maß des von der Verfügung Geforderten hinausgingen, und daß man infolge der reichlichen Verabschiedung älterer Lehrer des Dänischen unkundige Lehrer vom Süden, in einzelnen Fällen sogar an einklassige Schulen setzte, die natürlich unter der Bevölkerung wie Einsiedler dastanden. Allerdings hat die Regierung infolge der Verhandlungen in der Gesamtsynode in beiden Beziehungen Abhilfe geschafft und eine wohlwollende Handhabung der Anweisung von 1888 versprochen. Doch sind neuerdings wieder einige nordschleswigsche Lehrer gegen ihren Wunsch nach Stellen im deutschen Sprachgebiet versetzt, soviel wir hören, weil sie in sprachlicher Beziehung nicht gefügig genug waren. Auch existiren an den beiden nordschleswigschen Lehrerseminaren keine Uebungsschulen mehr mit dänischem Religionsunterrichte. Das Dänische ist auf sechs oder acht Stunden in den Seminarklassen selbst beschränkt. Es liegt auf der Hand, daß wir unter diesen Umständen bald starken Mangel an Lehrern haben müssen, die im Dänischen ausreichend für das wichtige Fach der Religion vorgebildet sind.

Hier liegen unzweifelhaft begründete Beschwerdepunkte vor, und deshalb erhielt die dänische Agitation, die an manchen Orten bereits im Dahinsterben war, infolge des Erlasses der Sprachenverfügung neues Leben. Bereits nach der Aufhebung des Paragraph 5 hatte sie die Abtretungshoffnungen zurückstellen und sich auf das sprachliche Gebiet zurückziehen müssen. Es wuchs eine jüngere Generation heran, die den unfruchtbaren und

unhaltbar gewordnen Protestandpunkt aufgab und sich unter den einmal gegebnen Verhältnissen einrichten wollte, um desto nachdrücklicher den Kampf für die Sprache und das geistige Leben fortzusetzen. Gerade der in den letzten Verhandlungen des Abgeordnetenhauses als Vertreter der Abtretungshoffnungen in Anspruch genommene Abgeordnete Hanssen (Apenrade) ist als Repräsentant dieser einlenkenden Richtung anzusehen. Aber erst nach 1888 kam Zug in die Sache. Jetzt erst gewann die dänische Presse Verbreitung bei dem kleinen Manne, dem Arbeiterstande, der nur in der Stadt Flensburg zum Sozialismus abgefallen ist. Ein dänischer „Sprachverein" und ein „Schulverein" wurden ins Leben gerufen. Die Presse suchte durch Stellung von Preisaufgaben, ein illustrirtes Kinderblatt u. s. w. mit der Kinderwelt in Berührung zu treten. Man bemühte sich, einen Ersatzunterricht herzustellen, der durch Verbote in die Verborgenheit gedrängt wurde. Namentlich erstarkte die ohnehin bestehende Neigung, Schulkinder in den Ferien oder durch Austausch mit Eltern jenseits der Grenze nach Dänemark und Konfirmirte unter möglichster Beschleunigung der Konfirmation auf dänische „Hochschulen" (das heißt Fortbildungsschulen mit Abteilungen für beide Geschlechter meist Grundtvigianischer Tendenz) oder auf die jetzt unmittelbar jenseits der Grenze neu errichteten „Fortsetzungsschulen" zu schicken. Dieses Vorgehen der Eltern, das trotz aller Unterstützungen aus Parteifonds selbstverständlich nicht geringe Opfer erfordert, ist in erster Linie eine Demonstration dänischer Gesinnung. Doch rechtfertigt es sich auch für einen andern Standpunkt als den der Eltern zum großen Teile dadurch, daß — abgesehen von der Kirche und dem Konfirmandenunterrichte, soweit dieser noch dänisch ist — die Möglichkeit zum Erlernen der dänischen Schriftsprache diesseits der Grenze so gut wie abgeschnitten ist, und daß wir den dänischen „Hochschulen" gleichartige Anstalten für die ländliche Jugend nicht besitzen. Man muß der Opferwilligkeit der dänischen Bevölkerung auf diesem Gebiete, überhaupt ihrem Eifer für intellektuelle und sittlich-religiöse „Weckung" und Hebung des Volkes alle Anerkennung widerfahren lassen. Es mag in diesem Zusammenhang daran erinnert werden, daß der Guttemplerorden über das dänische Nordschleswig seinen Weg nach Deutschland gefunden hat.

Wenn nach dem Bisherigen die dänische Partei durch die staatlichen Veranstaltungen, insbesondre durch die Sprachverfügung von 1888, in den Stand einer nicht unberechtigten Notwehr versetzt ward, so kam auch von einer andern Seite ein Angriff auf sie. Wir meinen den „Deutschen Verein" und dessen agitatorische Thätigkeit. Hätte dieser Verein sich darauf beschränkt, die Deutschgesinnten Nordschleswigs z. B. für Wahlzwecke politisch zu organisiren, die Zerstreuten in ihrem Volkstum zu schützen und den vaterländischen Sinn in entsprechender Weise zu pflegen, so wäre sein Wirken mit Freuden zu begrüßen. Statt dessen aber ist seine Thätigkeit eine aggressiv agitatorische. Man pflegt ein ganz übertriebnes Nationalgefühl, das die Kluft zwischen den Parteien nur tiefer macht, und redet mit einer Emphase vom „deutschen Land," die in zu grellem Widerspruche steht mit der Sprache der Landeseinwohner und der politischen Gesinnung der Mehrzahl. Die Führer sind meist eingewanderte Beamte, denen Sprache und Leben des Volkes fremd ist. Die Presse bietet ihren Lesern entweder äußerst wenig oder ist derartig von einer hinter der Tonart der dänischen Blätter um nichts zurückstehenden Parteipolemik erfüllt, daß die ruhige deutschgesinnte Bevölkerung sich mit Unwillen abwendet und gelegentlich laut ihre Unzufriedenheit äußert. Die dänische Presse ist sowohl an journalistischer Tüchtigkeit als besonders an Kenntnis unsrer Geschichte weit überlegen. Man wirkt für Petitionen an die Regierung um Aufhebung des dänischen Religionsunterrichts oder um Einführung deutscher Gottesdienste. „Die Verdeutschung der Kirchensprache ist bei uns um ein Menschenalter aufgehalten," erklärte der Pastor einer dänisch sprechenden, aber zur Hälfte deutschgesinnten Gemeinde, wo der dänische Religionsunterricht infolge einer solchen Petition beseitigt war. „Man terrorisirt das Volk," klagte ein zuverlässiger Beurteiler, „und zwingt es, seine Gesinnung zu verstecken." Abhängig Gestellte, wie Lehrer und Beamte, nötigt man geradezu zum Eintritt, zur Teilnahme an Wahlen und reichlichen patriotischen Festlichkeiten,

auch wenn wenig Ueberzeugung und Lust vorhanden sind. „Die Dänen müssen mit eiserner Faust angefaßt werden," proklamirte ein Kandidat dieser Richtung bei der letzten Abgeordnetenwahl, der dann freilich gegen den bisherigen deutschgesinnten Abgeordneten, einen ältern besonnenen Mann, sogar ohne die Stimmen der Dänen, unterlag. Charakteristisch für die Methode des Vereins ist eine Aeußerung in einer jüngst erlassenen Erklärung, in der der Vorstand die Namensnennung derer verlangt, die in der deutschen Presse gegen die Ausweisungen geschrieben haben. Dann wolle er nachweisen, daß die Auslassungen entweder dänischerseits unter falscher deutscher Firma eingeschmuggelt seien oder von Personen herrühren, die nicht in Nordschleswig wohnen und deshalb über die augenblicklichen politischen Verhältnisse ein sachverständiges und maßgebendes Urteil nicht haben(!). Diese Behauptung ist auch Freunden der Ausweisungspolitik aufgefallen und muß auffallen im Munde eines Vorstandes, von dessen fünf Mitgliedern das erste in dem wesentlich deutschen Flensburg und nur das vierte unter der dänischen Landbevölkerung wohnt. Wenn sich die Erklärung endlich beruft auf die 3000 Mitglieder des Vereins und die Zustimmung fast aller übrigen deutschgesinnten Nordschleswiger, so bietet sich als Folie dazu ein neuerer Artikel eines Apenrader deutschen Blattes (Apenrader Nachrichten), der lebhaft gegen die Insinuation protestirt, daß die Mehrheit der unabhängigen deutschgesinnten Nordschleswiger die Ausweisungen irgendwie billige.

Endlich sucht man von jener Seite statt der vielen nach Dänemark Ausgewanderten*) neue Ansiedler aus Deutschland, zunächst Holstein, ins Land zu ziehen. Dieses Unternehmen wird finanziell dadurch erleichtert, daß die Auswandrer (darunter manche früher Ausgewiesene) meist zum billigen Verkaufe ihrer Besitze genötigt sind. Das Verfahren ist in Polen vielleicht angebracht, aber in Nordschleswig landwirtschaftlich bei dem bekannten hohen Stande der dortigen Landwirtschaft eine Lächerlichkeit und der nationale Erfolg noch nicht einmal sicher. Man fragt sich unwillkürlich, welche Volkssprache diese Einwanderer einst sprechen werden. Etwa ein verdorbnes Hochdeutsch, was bei dem Rückgange der plattdeutschen Sprache zu befürchten wäre? Oder ob sie, soweit sie sich überhaupt halten können, ähnlich wie einst die Kolonisten auf den schleswigschen Haiden im achtzehnten Jahrhundert sogar in Gegenden mit deutscher Kirchen- und Schulsprache, von den dänisch sprechenden Umgebungen in der zweiten oder dritten Generation aufgesogen werden? Jedenfalls wird durch die Kolonisation dem gutartigen und religiösen nordschleswigschen Volke ein Element der Dekomposition zugeführt. Man darf sich auch nicht darüber wundern, daß die dänische Partei von ihrem Standpunkte aus auf das Unternehmen, wie überhaupt auf den auch ohne diese künstliche Förderung fortschreitenden Uebergang der Besitze in deutsche Hände, mit besonders bedenklichen Blicken sieht, weil dieser Wechsel für sie den Anfang vom Ende bedeutet.

(Schluß folgt)

Pietismus und Mission

Von der Missions-Konferenz in Halle

Alljährlich im Februar tagt in Halle die Missionskonferenz der Provinz Sachsen. Sie ist eine Vereinigung der Mitglieder aller in der Provinz vorhandnen Missionsgesellschaften. Aus kleinen Anfängen hat sie sich während der zwanzig Jahre ihres Bestehens immer mehr entwickelt; von Jahr zu Jahr ist die Zahl ihrer Teilnehmer gestiegen. Der große Verhandlungssaal war diesmal immer stark gefüllt von Tausenden von Zuhörern. Sie ist entschieden die Konferenz in der Provinz, die sich des größten Zulaufs erfreut, ein Zeichen davon, daß wir in einem Missionszeitalter leben. Und zwar waren erfreulicherweise die verschiedensten Kreise und Richtungen unter Vortragenden wie Hörern vertreten.

---

*) Angeblich sind zwischen 1867 und 1890 nicht weniger als 5100 Nordschleswiger d. h. ein Viertel der dänischen Bevölkerung aus dem Lande ausgewandert und zwar meist nach Dänemark, wo sie die sogenannte „süderjüteschen Vereine" gegründet haben. Angabe des Abgeordneten Hanssen-Apenrode in der Sitzung vom 25. Januar. Vgl. den stenographischen Bericht.

Es soll nun nicht Aufgabe der nachfolgenden Zeilen sein, ein Protokoll der Verhandlungen zu geben. Nur auf einige Hauptmomente sei hingewiesen.

Wie ein roter Faden zog sich durch die Vorträge der Zusammenhang von Pietismus und Mission. Schon die einleitende Predigt des Pastors Lepsius war ebenso eine Evangelisations- als Missionspredigt. Indem sie an der Hand von Gal. 3, 8 die Missionsarbeit unter dem Bilde eines großen Bauwerkes zeichnete, drang sie auf die Bekehrung der heimischen Christen als auf die unerläßliche Vorbedingung gesegneter Missionsarbeit. Nicht mit Unrecht. Nur wer selbst von Herzen ein Christ wurde, wird aufrichtig und wirksam für die Ausbreitung des Christentums eintreten können. Ja man kann sagen: Wer Christ ist, ist von selbst in der Heimat wie in der Fremde Missionar durch sein ganzes Leben. Indessen die bestimmte Eigentümlichkeit des heutigen Pietismus kam schon in der Predigt darin zum Ausdruck, daß gedrungen wurde auf eine einmalige Bekehrung. „Von täglichen Bekehrungen halten wir nichts." Gewiß ist nichts zu halten von einem Christentum, bei dem von einer Erneuerung, einem Fortschritt im Guten Nichts vorhanden ist. Aber muß denn das immer ein einmaliger zeitlich fixirter Bruch mit der Sünde sein wie bei Augustin? Kann es nicht auch und ist es nicht öfters ein allmählicher verborgner Prozeß, ein Wachstum, dessen zeitlicher Anfang sich gar nicht bestimmen läßt? Ist es nicht auch ein täglich immer neuer Kampf mit Sieg, aber zuweilen auch mit Niederlagen? Luther wird doch Recht behalten mit seinem Satz von „dem alten Adam in uns, der durch tägliche Reue und Buße soll ersäuft werden und sterben mit allen Sünden und bösen Lüsten, und wiederum täglich herauskommen und auferstehn ein neuer Mensch, der in Gerechtigkeit und Reinigkeit vor Gott ewiglich lebe."

Stärker trat die Art des modernen Pietismus in dem ersten übrigens klaren und anregenden Vortrage Zellers über „die innern Missionstriebkräfte" hervor. Gewiß war es durchaus berechtigt, lebendigen Glauben in der heimischen Christenheit als notwendige Voraussetzung für eine gesegnete Missionsarbeit zu fordern. Daß Humanität, Kultur, Politik nicht Träger der Mission sein können, leuchtete ein. Hatten diese drei Großmächte doch sogar gegenüber einem so selbstverständlichen Werke der Barmherzigkeit wie dem an den Armeniern vollständig versagt. Nur lebendige Frömmigkeit kann hier wie in der Mission helfen. Diese lebendige Frömmigkeit einst geweckt und den Anfang der evangelischen Mission herbeigeführt zu haben, ist in der That das Verdienst des alten Pietismus, eines Francke (geb. 1663), eines Zinzendorf*) und Andrer. Auch das ist nicht zu leugnen, daß die sogenannten pietistischen Kreise noch heute am eifrigsten in der Mission thätig sind. Aber mit Recht erhob sich ein Widerspruch dagegen, daß der Referent in seinen Ausführungen wiederholt die bezeichnenden Ausdrücke gebrauchte: „die Ungläubigen," „die Lauen," „wir Gläubigen," und ferner dagegen, daß er die in England häufige Losung sich aneignete von der „Evangelisation der ganzen Welt noch in dieser Generation," damit dann der Herr wiederkomme. Einerseits sollte die nahe bevorstehende Wiederkunft des Herrn ein Hauptrieb zur Förderung der Mission sein; andrerseits sollte die Vollendung der Mission die Wiederkunft Jesu möglich machen. Wir sehen hier, wie im Pietismus innige lebendige Frömmigkeit (seine Stärke) und Schwärmerei (seine Schwäche) nahe bei einander wohnen. Ganz und gar nicht schwärmerisch aber, sondern durchaus praktisch war der Hinweis darauf, daß zu unsrer Zeit durch Politik und Weltverkehr der Erdkreis, neuerdings auch der Orient, offen stehe, und daß die Mission diese „offnen Thüren" schnell benutzen müsse, daß namentlich in den deutschen Kolonien die Mission für die deutschen Christen auch eine nationale Pflicht sei.

Den Höhepunkt der Verhandlungen am zweiten Tage bildete Professor Mirbts Vortrag über „die Bedeutung des Pietismus für die evangelische Heidenmission."

Der Vortragende stellte zunächst das charakteristische Wesen des Pietismus fest als eines persönlichen Christentums in gefühlsmäßiger Form, das sein Zentrum habe in der Gemeinschaft mit dem erhöhten Christus. Er sah in ihm nicht eine Art katholischer Devotion,*) sondern eine grundsätzlich evangelische Richtung. In seinen Zügen zeichnete er Licht und Schatten in dieser Bewegung: die Betonung des persönlichen lebendigen Christentums des Einzelnen bis zur Steigerung des Persönlichen zum schrankenlosen Subjektivismus, die Wertlegung auf das Herzenschristentum, auf die Liebe zu Jesus bis zum Liebeständeln der Frommen mit dem Seelenbräutigam, die Beiseitesetzung toter Verstandesorthodoxie bis zur Geringschätzung aller Wissenschaft; die universelle Art dieser Frömmigkeit, die Adel und kleine Leute gleicherweise gewinnt, von den Kanzeln in die Häuser hinabsteigt, die Unterschiede zwischen Geistlichen und Laien nivellirt, ja über die landeskirchliche Beschränktheit hinausstrebt und einen internationalen Zug an sich trägt, und die dann wieder sich in den Konventikeln der Erweckten von der übrigen Christenheit abschließt, eine Gemeinde der Vollkommnen zu bilden, die ihre besondre Heiligkeit oft in sehr äußerlicher kleinlicher Weise in Enthaltung von einzelnen, auch an sich erlaubten Dingen, in Werkgesetzlichkeit zu bethätigen sucht. — Wie aber gehören Pietismus und Mission zu einander? Beide haben zunächst das gleiche äußere Geschick, nicht beachtet zu werden. Beide sind aber auch innerlich eng verwandt. Der Pietismus der Stamm, der die Frucht der Mission treibt. Nach der Frucht ist der Stamm zu beurteilen. — Welches ist nun die Bedeutung des Pietismus für die Mission, zunächst für die Heimat? August Hermann Francke und später Zinzendorf, diese Häupter des Pietismus sind zugleich die Begründer der evangelischen Mission. Zinzendorfs Persönlichkeit wird eingehend beschrieben. Nach Mirbt ist er einer der bedeutendsten Menschen des achtzehnten Jahrhunderts, von starker Religiosität beseelt und doch kein durchsichtiger Charakter, nach dem Zeugnis einer Verwandten „im Reiche der Demut nach der ersten Stelle strebend." Zinzendorf ist ein religiöser Virtuos. Nach ihm ist das Christentum „Gemeinschaft." Zinzendorf ist weitherzig, universal gerichtet, ebenso infolgedessen die Brüdergemeinde. Dieser Zug wird neben der religiösen Qualität die Grundlage zur Missionsarbeit.

Während dann die Aufklärung im achtzehnten Jahrhundert auch die Mission lähmt, ist der im neunzehnten Jahrhundert wieder erstarkende Pietismus die Ursache davon, daß heute der Missionstrieb lebendig ist. Der Pietismus hat die evangelische Mission nicht nur begründet, sondern auch bisher erhalten.

Aus der besondern Eigentümlichkeit des Pietismus ergiebt sich nach Mirbt auch die Missionsmethode unter den Heiden. Ein rein religiöses Motiv liegt der Missionsthätigkeit zu Grunde: man will die an sich selbst erfahrene Gnade aus Barmherzigkeit nun auch der Heidenwelt zuwenden. Die Missionspredigt will direkt zu Christus hinführen, nicht etwa Lehren über Schöpfung u. s. w. vorwegnehmen. Mit dem Beginn der Missionsthätigkeit wird auch sogleich die Bibel übersetzt und verbreitet. Das Ziel der Missionsarbeit ist: Einzelne zum christlichen Glauben zu führen und diese in Ecclesiolae (Kirchlein, Gemeindlein) zu sammeln, aber nicht die Sammlung ganzer Nationen.

Die Christianisirung der Völker im ganzen wird nicht in Angriff genommen. Die Missionsarbeit bleibt vielmehr im Kleinbetrieb stecken, indem man Elitegemeinden bilden will, ohne sie doch je zu erreichen. Man will nur die Bekehrten taufen. Ob aber Einer bekehrt ist, entscheidet der Missionar. Mirbt scheint dahin zu neigen, daß die Völker en masse erst getauft und hinterher gründlich christianisirt werden sollen.

Um Volkskirchen zu schaffen, ist es nach Mirbt auch nötig, den europäischen Missionaren Eingeborne zur Seite zu stellen. Der pietistische Missionsbetrieb hat dies versäumt. So wird es schwerer, in das Volk einzudringen. An der Durchdringung der Völker hindert den Pietismus auch die ihm eigne Weltflüchtigkeit. Nur christliche Volkskirchen, die in das Volksleben eingehen, nicht Sekten, können christliche Sitten, Meinungen, eine christliche Atmosphäre schaffen. Ohne diese Atmosphäre könnte der Pietismus

*) Bekanntlich steht Zinzendorf (geb. 1700), der Stifter der Herrnhuter Gemeinde, in Abhängkeit vom Hallischen Pietismus.

*) Wie z. B. Ritschl, der den Pietismus als katholisirende Art der Frömmigkeit ablehnte. D V

auch in der Heimat nichts erreichen. Aber ob so die Mängel des Pietismus zugleich Mängel sind für seine Missionsthätigkeit, so ist er doch allzeit der große Lehrmeister der Mission.

Interessant war es, wie in der Diskussion Professor Loofs die Art des Pietismus kritisirte. Pietas (Frömmigkeit) wollen wir alle haben, insofern alle Pietisten sein. Aber mit diesem Namen sei doch eine Frömmigkeit gemeint, die etwas Besondres, sozusagen ein Elitechristentum bezeichne. Der Pietismus lasse dem Glauben nicht seine zentrale reformatorische Bedeutung, sondern lege den Nachdruck auf Dinge, die daneben liegen, auf besondre Zeichen des Christseins, die der Pietist vor gewöhnlichen Christen voraus haben wolle. Der Pietismus sei nicht berechtigt, sondern nur der Christianismus. Missionsdirektor Buchner von der Brüdergemeine betonte andrerseits, daß gerade der engherzige Pietismus für den Beginn der Mission heilsam gewesen sei, weil er es ernst nahm mit der Bekehrung.

Gewiß ist es nötig, daß dem Einzelnen der Ernst des Christseins vorgehalten wird, andrerseits muß das Ziel der Mission doch bleiben: Machet zu Jüngern alle Völker!

Es ist zu wünschen, daß Professor Mirbt seinen Vortrag, der vielseitige Zustimmung fand, durch den Druck noch weitern Kreisen zugänglich macht. Es ist gut, wenn wir uns immer wieder klar machen, worin der Pietismus neben seinen Schwächen seine Stärke besitzt, und welche Verdienste er hat. Der vorstehende Bericht wollte mit dazu dienen. E Schrecker

---

Gedanken zu Sudermanns neuem Drama

Diese Zeilen beanspruchen keine sachliche und künstlerische Würdigung der Dichtung. Sie wollen nur einige rasche Eindrücke wiedergeben.

Viele werden den „Drei Reiherfedern" mit Interesse entgegen gesehen haben, besonders die, die vor einem Jahr der Johannes beschäftigte und die zu seinen — seltenen — Verteidigern gehörten.*) Denn der Johannes war eine Art Versprechen, eine Dissonanz, die ihren auflösenden Akkord noch nicht gefunden, eine Morgenröte, die noch der aufgehenden Sonne harrt. Im letzten Augenblick noch trifft unser Ohr ein Echo des erlösenden Klangs und unser Auge ein Wiederschein der aufgehenden Sonne. Im Morgenwinde und im Brausen der Hosiannarufe neigen sich tief die Palmenzweige in den Händen des Volkes; Herodes' Trinkschale blitzt auf und entgleitet seiner Hand, geblendet verhüllt er sein Antlitz: das Leuchten, das aus dem Auge des einziehenden Gottessohnes bricht, hat ihn getroffen. Aber doch immer nur ein Wiederschein!

Vom Johannes freilich können wir kaum mehr fordern. Die dort gestellte Aufgabe scheint mir, stofflich wie künstlerisch, vollständig gelöst. Johannes hat das Recht, nur ein Suchender zu sein, eben weil er Johannes ist. Aber vom weitern Gesichtspunkt einer sich fortentwickelnden Idee aus, vom Denker Sudermann erwarteten wir nach dem bloßen Hinweis auf das höchste Idealbild der Menschheit das nächste mal unwillkürlich mehr, das heißt: eine verkörperte Annäherung an dieses Ideal auf dem Boden menschlicher Wirklichkeit, einen Schritt weiter, und sei es auch nur einen, vom Suchenden zum Findenden.

Hat Sudermann diesen einen Schritt weiter gethan? Nein, mich dünkt sogar, mehr als einen zurück. Ist seine Sonne uns sichtbar aufgegangen? Nein, sondern plötzlich ist sie verblaßt in einem grauen Wolkenhimmel.

Grauer, eintönig grauer Himmel scheint mir über den „Drei Reiherfedern" zu liegen. Es ist eine Sonne auch hinter diesen Wolken. Für Momente bricht sie durch, in der hingebend selbstlosen Liebesgüte der Königin. Aber zu siegen vermag sie nicht. Ja ist sie überhaupt weise, wirkt sie heilsam, ist sie uns immer sympathisch, diese Güte?! Also Rückschritt, kein Fortschritt vom menschlich-sittlichen Standpunkt aus; ein umwölkter, beengender Horizont ist der Eindruck, der mich beherrschte und niederdrückte. Warum? Weil unwillkürlich die Gestalt des Prinzen Witte vor unserm geistigen Auge zum Zeitsymptom wird, und aus einer Empfindung von Beschämung, Unmut und Widerspruch die Frage in uns aufsteigt: Wann werden wir endlich wieder loskommen von diesen Helden der Sehnsucht und der Thatenlosigkeit, wie sie die deutsche Bühne der letzten Jahre uns wieder und wieder gezeigt hat? Und als Schöpfungen unsrer bedeutendsten Geister!

Was hat den urwüchsig-kraftvollen Schöpfer eines Röcknitz und Leo Sellenthin (die wir natürlich nicht im entferntesten als Ideale hinstellen wollen), der stillern ausharrenden Kraft eines Rektor Wiedemann und des jungen tapfern Helden in „Frau Sorge" bewogen, nun auch unter die Träumer zu gehen, zu den von des Gedankens Blässe und dem schlimmsten Egoismus angekränkelten Gestalten Hauptmanns und Ibsens!

Ist dieser Zug wirklich ein Verhängnis, dem kein Dichter unsrer Zeit entrinnen kann? Ist es uns wirklich ein unerschütterliches Gesetz geworden, daß Feinheit und Reichtum des Gefühlslebens und Kraft und Willen nie Hand in Hand gehen können? daß Eins das Andre so gewiß töten muß, als Mistel und Waldrebe in ihren schwanken Armen die mächtigste Tanne endlich ersticken, die am steilen Abhange dem reißenden Bergbach unten und der Lawine oben trotzte? Ist mit jeder hohen materiellen und intellektuellen Kulturentwicklung unfehlbar ein Erlahmen der gesunden sittlichen Lebenskraft verbunden?

Zweimal hat die Geschichte dies erlebt; beim Untergange der griechisch-römischen Welt und bei der Renaissance. Muß unser Schicksal ihrem gleichen?

Was waren dort die bestimmenden Krankheitssymptome? Die Loslösung des intellektuellen, ästhetischen Lebens vom seelisch-sittlichen. Sind bei uns, in unserm litterarischen Spiegelbild, ähnliche Symptome vorhanden? Mir scheint es so. Viel gutes und wahres Erkennen, Wünschen und Sehnen, aber kein Wollen, keine Thatkraft.

Thatkraft! Darin liegt auch eine stille, verborgne Größe: Verantwortlichkeit und Pflichtgefühl. Das ist der wundeste Punkt in Hauptmanns Meister Heinrich, in seinem Johannes Vockerat, Kollegen Crampton und Alfred Loth; in Ibsens Hjalmar Ekdal und Peer Gynt und, um zum Ausgangspunkt zurückzukommen, in Sudermanns Prinz Witte. Nicht im Johannes. In schärffster Weise ist ihm Schwäche vorgeworfen worden. Der Darsteller der Rolle im Deutschen Theater mag viel Schuld haben an diesem mir sonst schwer verständlichen Urteil. Ihm ist es jedenfalls auch zuzuschreiben, daß die ganze, — man verzeihe das harte Wort — Jämmerlichkeit des gotländischen Helden so ungemildert zum Ausdruck kam. Denn welche Kluft ist zwischen ihm und dem Johannes!

Sehnsucht, große Sehnsucht ist wie im Johannes so auch hier das Leitmotiv. Aber Sehnsucht wonach und wozu? Das ist das Ausschlaggebende. Selbstverständlich ist das, was Prinz Witte ersehnt, im weitesten, vergeistigtsten Sinne zu nehmen. Was er sehnend sucht sein Leben lang (nicht ein Weib, sondern das Weib), ist wohl des Suchens wert, und die Worte, in die er es kleidet, sind von großer Feinheit und Schönheit. Aber es handelt sich doch um Genuß und Selbstbeglückung. Johannes hat eine heilige Aufgabe, Prinz Witte nur ein Begehren.

Hier sei noch ein Vergleich gestreift, den in diesen Tagen eine Zeitung brachte: Hamlet! Wir finden denselben wesentlichen Unterschied: an einer furchtbaren Aufgabe geht Hamlet zu Grunde. Wie steht Prinz Witte zu dem Wort: Aufgabe? Eben gänzlich verständnislos. Die wenigen reuigen Worte mildern den Eindruck kaum. Die schönsten und beglückendsten Aufgaben werden ihm geboten und Liebe und Vertrauen unbegrenzt. Für Augenblicke erweicht ihn die Liebe seines Weibes. Dann ist sein Blick wieder starr und finster in unbestimmte Weiten gerichtet, und die ihm anvertrauten Pergamente, aus denen er über Wohl und Wehe seines Volkes entscheiden soll, läßt er skrupellos, grell lachend in Flammen aufgehen, um daran sein Glück zu entzünden: die zweite der Reiherfedern. Die treuen Räte seiner Krone tritt er mit Füßen, seinen süßen kleinen Stiefsohn ist er versucht zu töten, seine engelsgütige Gattin schilt er mit harten maßlosen Worten — um freilich im nächsten Augenblick beschämt neben ihr hinzusinken, ein paar feine träumerische Worte zu sprechen und darüber wie ein müdes

---

*) Vgl. die ebenfalls in der Hauptsache ungünstige Besprechung von Frau Charlotte Broicher in Nr. 9 des vorigen Jahrgangs. D H

Kind, von ihr liebend bewacht, Sehnsucht seufzend, einzuschlafen.

Wann werden wir endlich loskommen von diesem Heldengeschlecht, diesem Gemisch von Sentimentalität und Brutalität, dieser modernen nervösen Reizbarkeit und Thatenlosigkeit! Der Psychologe würde sagen: Diese Helden kennen nur ein „Triebleben."

Noch ein Wort über die „Begräbnisfrau." Wie der Abendwind durch dürres Herbstlaub rauscht, so klingen ihr Ton und ihre Worte an unser Ohr; wir schließen die Augen und erschauern leise. Wie jenen Eindruck definiren? Gedanken? oder Gefühle? Dürfen wir von dieser Frau mit dem feinen vergeistigten Lächeln, die weit über dem Menschentreiben stehen soll, nicht etwas mehr erwarten, ein paar tiefer durchdachte Bemerkungen über Menschenschicksal und Menschenbestimmung, über Wollen und Sollen, Schuld und Sühne als den alten abgenutzten Spruch des Fatalismus: „Thut, was ihr wollt, ihr endet im Grabe"? Er ist beinahe trivial geworden, er ist aber doch ein Naturlaut und darum verfehlt er auch hier seine Wirkung nicht. Fein, sehr fein ist die Stimmung, die über dieser Gestalt liegt und von ihr ausgeht. Die weichen, monotonen, fast dithyrambischen Klänge vom Grabe, der graue Schleier hüllen Alles ein, beschwichtigen alles Sehnen, schläfern Sorgen und Leiden ein — leider aber auch jeden klaren Gedanken, jeden wahren geistigen Gewinn.

Oder ist dies die höhere Kunst? Stimmung? Stimmung, die den noch allzu materiellen Gedanken in seine feineren, rein geistigen Elemente auflöst? Dürfen wir froh und stolz sein, daß wir auf diesem Wege jetzt manchen Schritt weitergekommen sind?

Zwei, übrigens feingebildete Künstler, mit denen ich kürzlich darüber stritt, bejahten dies entschieden. Es ist offenbar die Auffassung, die heute den Bedürfnissen vieler Gebildeten entspricht. Es ist die Reaktion gegen den ganz geistesarmen Naturalismus. Das ist das Interessante und das Erfreuliche daran. Das zu Bedauernde aber ist: daß diese wie die meisten Reaktionen dem andern Extrem zustrebt.

Stimmung, Gefühl, Empfindung, Kolorit und Lokalton: sicherlich wundervolle, künstlerische Errungenschaften, die keine Entwicklungsstufe vor uns in diesem Maße besessen hat, die dem Erfassen einer höhern Wirklichkeit der Dinge um vieles näherkommen kann. — Aber sie das Uebergewicht gewinnen lassen auf Kosten des klaren, den Stoff durchdringenden Gedankens und der logischen Entwicklung, von denen alles sittliche Erkennen und alle sittliche Kraft bedingt ist und alle Charakterbildung abhängt, kurz: unsre Bildung in das Wort „ästhetisch" ausklingen zu lassen, ist das der gesunde fruchtbare Boden, in den wir das junge Reis des neuen Jahrhunderts einpflanzen möchten?

Verschiedenes

Zivilisation in Deutschostafrika. Die „Afrikanischen Galgenskizzen" des österreichischen Generalkonsuls Baumann, die wir in Nr. 4 erwähnten, haben denn doch die Gemüter erregt. Uns empörte am allermeisten „das Behagen, mit dem der Verfasser sein Thema behandelt." Nun belehrt uns in Nr. 228 der Wiener „Zeit" (vom 11. Februar) ein Freund des Verfassers, Herr Bernhard Heine in Bernburg, daß der Ton der „Galgenskizzen" kein andrer sei als der „ingrimmiger Ironie." Wissen konnte das Niemand, denen Herr Baumann ein Unbekannter war. Aber dann fällt unser Vorwurf des „Behagens" u. s. w. natürlich hin. Es bleibt der greuliche Thatbestand der „wahrheitsgetreuen Schilderungen" des Hängekollers übrig, an dem unsre Zivilisatoren in Deutschostafrika kranken. Heine nennt (außer seinem Freunde Baumann) nur eine rühmliche Ausnahme, Wißmann. Was er sonst zur Bestätigung der „Galgenskizzen" mitteilt, ist abscheulich. Alle Freunde der Menschlichkeit sollten schon darum die Mission kräftig unterstützen, weil nur in der Mission draußen eine Bürgschaft liegt, daß auch Europäer unter den Wilden arbeiten, die grausamen Gelüsten keinen Raum geben. Das scheint wenig gesagt, ist aber gegenüber dem sonst üblichen Verhalten unsrer Kulturvorkämpfer viel. Heine schließt mit den beschämenden Worten: „Es scheint fast, als dulde man in Deutschland eher, daß einer Schändliches thue, als daß er schändlich Gethanes berichte, damit nur ja der deutsche Name nicht beschmutzt werde. Als ob der deutsche Name durch das Vertuschen nicht viel schmutziger würde! Wo ist denn die deutsche Redlichkeit hin, von der alle vaterländischen Bücher, alle Festreden und alle Schwärmer voll sind? Gehört sie zu den Tugenden, von denen man deshalb so viel spricht, weil man sie nicht hat?

> Deutschland, bei der alten Zeit,
> War ein Land der Redlichkeit.
> Ist jetzt worden ein Gemach,
> Drinnen Laster, Schand und Schmach,
> Und was sonsten aus man fegt,
> Andere Völker abgelegt."

R

Karneval. Ob die Karnevalssitte oder vielmehr die Karnevalsunsitte im Fortschritt oder im Rückgang befindlich ist, möchten wir gern wissen. Vielleicht weiß Jemand unter unsern Lesern Auskunft darüber. Man soll den Mummenschanz katholischen Landschaften überlassen, die die Tradition und Moral dafür haben. Die katholische Kirche mag fortfahren, ein Treiben zu begünstigen, das doch am meisten dem Pfandhaus und dem Laster zu gute kommt. Evangelische sollen sich grundsätzlich davon fernhalten. Wenn noch Witz und Humor wirklich die Herrschaft führten! Aber selbst die Zeitungen, die dem Dienst des Karneval sich verschrieben haben, können die erschreckende Oede, die hinter der forcirten Lustigkeit sich verbirgt, nicht leugnen. Die Frankfurter Zeitung z. B. berichtet aus München:

„Eine zweiundsiebzigstündige Orgie bis zum Glockenschlag der Mitternacht, die den Taumel von der Ernüchterung trennt, durchtobt die Stadt. Aber ach, der Münchner Pierrot hat nichts vom Pierrot lunaire Verlaines, er umspringt dich auch nicht auf glöckchenklingendem Soccus, um — ein lachender Philosoph — dir seine Schelmenweisheit anzupritschen. Nein, der Münchner Pierrot ist der bierrohe Ganglien-Korybant im Zeichen der sauren Haxe, der Weißwurst und des Maßkrugs. Bei seiner Geburt weinten die Grazien. Die Musen der Laune, des Witzes und der Harmlosigkeit verhüllten ihr Haupt. Der Weise wird in diesen Tagen einsamer denn je, sein Heimweh nach der Schönheit grenzenloser denn je. Er geht und schaut. Eine satirische Hohnfalte ob all der programmmäßigen, ex officio durch drei Tage gestatteten Narrethei gräbt sich in seine Mundwinkel. Johlende Mänaden werfen ihm Confetti ins Gesicht und Knallerbsen vor die Füße.

»Wo aber sind die Knallerbsen eures Witzes?«

Der Weiber frisirtes Löckchengewind, die geschornen Schädel, die Glatzen und Perücken der müden Männer umflattern bunte Luftschlangen.

»Flatterten euch besser die Fluten freigewachsener Locken um die offenen Stirnen!«

Ungeheure Tiermasken: Schafe, Schweine, Kamele wackeln grunzend über die Gasse.

»Naturalistische Charaktermasken der Seelenstände ihrer Träger.«

Die Stätten der Völlerei sind völler denn je. Die Leihhäuser bersten.

»Metamorphose des Federbetts in einen Domino.«

Die Stätten der Kunst stehen in der tiefsten Kurve der Manieren. Das Drama degenerirt zur Burleske. Bierschwere läßt nicht die leichten Füße aufkommen. . . . Bierschwere drückt dem kleinen Pfahlbürger die Narrenkappe auf den steifen Filz. Er stolpert innerhalb seiner ewigen Atmosphäre von Weißwurstdunst — eine Karikatur wider Willen — stumpfsinnigen Blickes im Maskenzuge mit. Bierschwere lähmt auch die anstellige Tugend der Künstler, die sich zum Entwurf der plumpen Maskenwagen hergaben. Kein Rabelaisischer Geist, keine gaya scienza. Bestenfalls eine Buschiade. Gemeiniglich eine platte Farce im Alfresko. . . ."

Und aus Köln: „. . . Der Fremdenzufluß war wieder sehr lebhaft. Freilich wird auch die jährliche Nachlese des Volksfestes nicht ausbleiben, als da sind: zerbrochene Arme und Beine, defekte Schädel, gestohlene Portemonnaies, diverse Heiraten und — doch der Rest ist Schweigen!"

Und aus Mainz: „Das Maskentreiben war unbeschreiblich. Gestern verhaftete die Polizei einen Menschen, der sich als Totengräber maskirt hatte und einen Kindersarg durch die Straßen trug; der Mann war noch sehr erstaunt darüber, als ihm die Polizei sein »Vergnügen« störte."

R

Das Urteil des Dresdner Schwurgerichts über die Löbtauer Arbeiter wird uns vermutlich noch weiter beschäftigen. Leicht wird man sich eine gerechte Meinung sich nicht bilden können, weil der nicht wieder gut zu machende unbegreifliche Ausschluß der Oeffentlichkeit es fast unmöglich macht. Man ist und bleibt auf unkontrollirbare Parteidarstellungen angewiesen. Eine solche ist auch die „nichtamtliche" Darstellung im amtlichen Dresdner Journal: wie verlautet, in ihrem Hauptteil eine Wiedergabe der — Anklageschrift. Zweierlei ist bisher klar. Erstens daß es sich um eine Unthat von äußerster Roheit handelt, die eine exemplarische Strafe verdiente. Zweitens daß das Strafmaß unerhört hoch bemessen ist. Ich habe mich ernstlich an kompetenter Stelle erkundigt und bekam die Auskunft: angenommen, das Dresdner Journal gebe rein den Sachverhalt wieder, es seien mit Recht Milderungsgründe ausgeschlossen und es solle ein Exempel statuirt werden: 4 Jahre Zuchthaus würden etwa preußische Richter dem Schwerstbelasteten zugebilligt haben, statt 10! Unter allen Umständen bleibt in dem Urteil ein Rest, der in dem Interesse strenger Gerechtigkeitspflege nicht aufgeht. Man hat nicht nur der Roheit gegenüber ein Exempel statuirt, sondern auch den Arbeitern gegenüber und ihren Ansprüchen im Klassenkampf. Man hat — gewiß ohne sich dieser Tendenz klar bewußt zu werden — zeigen wollen, wer in diesem Klassenkampf heute noch die Macht hat. Die Justiz ist aber nicht da, um zu zeigen, wer die Macht hat, sondern um Jedermann im Volke sein Recht zu wahren. R

Chronik der Christlichen Welt

9. Jahrgang. Vierteljährlich 1.50 Mk. Postnummer 1600

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen.

Nr. 8. Deutsche Evangelische Landeskirchen: In zwei Sitzungen des preußischen Abgeordnetenhauses; Die Chemnitzer Konferenz — Innere Mission. Heidenmission: Die Beratungen des Zentralausschusses für Innere Mission über die Frauenbewegung; Aus der diesjährigen Missionskonferenz der Provinz Sachsen — Verschiedenes: Der Luthervereín in Budapest; Eine neue reformirte Kirche — Vermischte Nachrichten

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Anzeigen

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Freunde der Christlichen Welt
Versammlungen

Frankfurt a. M.: 6. März, 4 bis 6 Uhr nachmittags, Rosenau, Reuterweg 8: Willensfreiheit.

Marburg
Studenten finden von Ostern an Wohnung bei meiner Schwester. Schöne Lage inmitten der Stadt. Näheres durch
Pfarrer **Rade** in Frankfurt a. M.

In meinem
Familienpensionat
finden noch einige junge Mädchen Aufnahme zu wissenschaftl. Weiterbildung, Erlernung von Sprachen, des Haushalts und feiner Handarbeiten. Zimmer für Erholungsbedürftige.
Frau verw. Oberpfarrer **Naumann**, geb. Ahlfeld, **Schwarzenberg** i. Erzgeb., Sachs.

B. Dörries:
Das Evangelium d. Armen.
Ein Jahrg. Predigten. M. 5, geb. M. 5.80.
Der Glaube. Erklärung des 2. Hauptstücks. 2. Auflage. M. 4.40, geb. M. 5.—.
Der kleine Katechismus
Luthers ausgel. 50 Pf., geb. 70 Pf.
Göttingen.
Vandenhoeck & Ruprecht.

Für Volksbibliotheken
vorzüglich geeignet sind die allseitig warm empfohlenen Schriften aus dem Verlage von
Alexander Köhler
in **Dresden 9.** Ausführl. Verzeichnisse mit Beurteilungen unberechnet postfrei.

Pensionat Dietz, Biebrich a. Rhein für Töchter besserer Stände. Ausbildung in wissenschaftlicher wie wirtschaftlicher Beziehung.

Bezüglich der Anstalt, welche unter Leitung von Fräulein Franziska Dietz, Tochter des † Herrn Kirchenrat Dietz steht, sind Herr Pfarrer Dr. Gerbert und Herr Pfarrer Genth zu Biebrich gern zu jeder Auskunft erbötig.

Villa Mont-Choisi.
Töchterpensionat ersten Ranges und Haushaltungsschule.
Gründliche Erlernung des Französischen, sowie Einführung der Töchter in Haushalt und Küche.
Man wende sich an die Vorsteherin: **Melle Niederer,**
Neuchâtel, Suisse.

Soeben erschien im Verlage von
Theodor Bertling in Danzig:
Die Friedensbotschaft des Zaren
von **M. von Egidy.**
Vortrag gehalten zu Danzig am 4. November 1898.
Preis 25 Pfg.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Prof. Dr. theol.
Michael Baumgarten.
Ein biograph. Beitrag zur Kirchenfrage
von
H. H. Studt.
Elegant gebunden M. 6.50.
Verlag von **M. Liebscher, Kiel.**

Aelteste deutsche Schaumwein-Kellerei. Gegründet 1826.
Kessler Cabinet
feinster Sect.
G. C. Kessler & Co., Kgl. Hoflieferanten. Esslingen.

Jeder Vater sorgt für seine Söhne am zweckmäßigsten, wenn er sie in frühester Jugend bei unserer Gesellschaft in die **Militairdienst**-Versicherung einkäuft.

Jede Mutter soll dafür Sorge tragen, daß ihre Töchter bei unserer Gesellschaft in die **Aussteuer**-Versicherung eingekauft werden.

- *Jeder* - ist im Alter von Sorge und Noth befreit, wenn er sich ein **Kapital** oder eine **Rente** gesichert hat.

Man wende sich an die
Hamburger Militairdienst-, Aussteuer- u. Alters-Versicherungs-Gesellschaft in Hamburg.

Im vorigen Monat liefen Anträge ein über Mk. 1,142,775.— Vers.-Kapital. Es erhöhte sich dadurch die seit Bestehen bis Anfang d. M. zu verzeichnende Antragssumme auf über 53 Millionen Mk. Zu bemerken ist noch, daß analog der Dividende für Aussteuer- u. Alterskapital-Vers. 14 % der betr. Jahresprämie in den Dividendenfonds der Altersrentenversicherung fließen.
Auf die betr. Militärdienstvers. entfällt z. B. eine Dividende von 10 % der Jahresprämie!

Die Natur.
Freunde der Naturkunde
in allen ihren Gebieten werden besonders hingewiesen auf die seit **1852 erscheinende naturwissenschaftl. Wochenschrift „Die Natur“**, Zeitung zur Verbreitung naturwissenschaftl. Kenntniss und Naturanschauung für Leser aller Stände (Organ des Deutschen Humboldt - Vereins). Herausgegeben von Professor Dr. O. Taschenberg in Halle a. S.
Die erste Hälfte jeder Nummer enthält längere Originalaufsätze, die zweite Hälfte Mitteilungen über das Neueste aus dem Gebiete der Naturwissenschaften. Reichlich beigegebene, gut ausgeführte Illustrationen begleiten den Text.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten an.
Preis vierteljährlich ℳ 3,60.
Probe-Nummer gratis u. franco vom
G. Schwetschke'schen Verlag
in **Halle a. S.**

Für jeden Konfirmanden
1 Exempl. 30 Pfg. bei 50 — je 20 — **Weckstimmen** feine Bändchen à Mk. 1.20.
Wahre Erzählungen, Lebensbilder, Reiseschilderungen etc. von ersten Schriftstellern - Reich illustriert - M. HOLLAND, STUTTGART.
eine grosse Freude u. von bleibendem Segen.

Gebr. Stoffregen, Hannover
im evangelischen Vereinshause
empfehlen alle Arten
Paramente u. Kirchengeräte
Kirchenkronleuchter, Wachslichter, Hostien, ferner:
Talare, Baretts und Bäffchen
Ill. Kataloge. Billigste Preise. Reelle Bedienung.

Neu!
Konzert-Trompete
gesetzlich geschützt unter Nr. 49987.

Vorzügliches Instrument für Nichtmusiker zum Blasen aller erdenklich. Melodien, Lieder, Signale, Märsche, Tänze geeignet u. aus best. Messing konstruirt. **Keine Notenkenntnis erforderlich und ohne Unterricht sofort von Jedermann zu blasen. Voller Klang schon bei ganz geringem Blasen.** Für Erwachsene u. Kinder gleich amüsant.
Preis mit 4 Ventilen . . . . M. 4.50
„ „ 8 „ . . . . . „ 6.—
„ „ 12 „ . . . . . „ 9.—
(fein vernickelt per Stück 50 Pfg. mehr) inkl. Liederbuch. Die Preise sind so niedrig gestellt, damit Jedermann einen Versuch machen kann, der unzweifelhaft zur Verbreitung und Nachbestellung führen wird.
Versand gegen Nachnahme von
Carl Schürmann
Musikwerke
Haspe in Westfalen.

Allerh. Auszeichnungen: Orden, Staatsmedaillen etc.
EMMER
Pianinos 450 Mk. an, Flügel 10jähr. Gar.
Harmoniums 95 Mark an.
Abz. gest. Bar: Rabatt und Freisend.
Fabrik W. Emmer, Berlin,
Seydelstrasse 20.
Die Herren Leser haben Ausnahmepreise.

Kunst-Anstalt für Kirchenschmuck

von **Dr. C. Ernst,** Berlin W., Kronenstr. 24.
Sämtliche Kirchengeräte (Abendmahls- und Taufgeräte, Altarleuchter und Kruzifixe, Taufsteine, Kirchenfenster, Altargemälde etc.), **Paramente** (Altar- und Kanzelbekleidungen, Bahrtücher, Kirchenteppiche etc.) stilvoll und gediegen zu mässigen Preisen. **Hostien** das Tausend Mk. 1.50. — **Ornate.**
Reichhaltiges Musterlager zur gefälligen Besichtigung.
— Musterblätter und Preisverzeichnisse kostenlos. —

Bei angemessener freier Behandlung
Alkohol-Entziehungskur
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg i. Lbg.
Prospect frei.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Für die **Konfirmation** empfehle ich:

Die Psalmen

übersetzt von

D. **E. Kautzsch,**

Professor der Theologie in Halle.

Geb. M. 1.50.

Eine Uebersetzung auf der Höhe der Wissenschaft, die die alten Dichter in unserer Sprache zu uns reden läßt und uns ihre hohe Gedankenwelt getreu wiederspiegelt.

Das Neue Testament

übersetzt von

C. Weizsäcker.

Achte Auflage. Geb. in Ganzleinen M. 3.50, in Ganzleder M. 5.50.

Die Uebersetzung giebt den Wortsinn des Originals getreu wieder, redet aber dabei unsere jetzige Sprache.

Das Buch Hiob

übersetzt von

D. **B. Duhm,**

Professor der Theologie in Basel.

Geb. M. 2.—.

Das hochbedeutsame Buch ist hier im Anschluß an das ursprüngliche Versmaß in einer Uebersetzung geboten, in der seine Kraft und Schönheit getreu zum Ausdruck kommt.

Soeben erscheinen: **30**

Konfirmations-Gedenkblätter v. E. Pfannschmidt

Hrsg. v. Superintendent Bürkner.

II. Reihe: **Der gute Hirte.** Vielfarbig M. 2,50.

1898 ist erschienen:

I. Reihe: **Kelchspendender Christus.** 2farbig M. 1,20; vielfarb. M. 2.

Je 2 Ausgaben: **A** mit Raum f. handschriftl. Eintragung des Bibelspruches, **B** mit eingedruckten Bibelsprüchen (60 verschiedenen).

3 Probeblätt. u. Übersicht d. 60 Sprüche f. 20 Pf. in Briefm. **postfr.**

D. Rade schrieb 1898 in der Christlichen Welt: „Hier ist doch **endlich einmal e. ernstes u. großes künstlerisches Wollen** zu verspüren."

Prof. Eduard v. Gebhardt-Düsseldorf schrieb uns:

„Ich kann nicht umhin, Ihnen meine Freude auszusprechen, daß Sie den Weg betreten haben; die Ausführung ist vortrefflich 2c."

Reichsbote, Ev.-luth. Kirchenztg., Volk, Protestant, Tägl. Rundsch. 2c. 2c. **haben ebenfalls die besondre Bedeutung dieses Unternehmens, dieser gediegenen und ungewöhnlich billigen Kunstblätter** im Gegensatz zu den sonstigen „Scheinen" **hervorgehoben.**

Göttingen. **Vandenhoeck & Ruprecht.**

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Gehring, Hans, **Südindien.** Land und Volk der Tamulen. Mit 91 Abbild. u. 1 Karte. 5 M., geb. 6 M.

Young, E. R., Unter den Indianern Britisch-Nordamerikas. I. Teil: **Im Birkenkahn und Hundeschlitten.** Aus d. Engl. v. E. v. Engelhardt. Mit 4 Abb. 2,40 M., geb. 3 M.

Blomberg, P. D. von, Allerlei aus Südafrika. 2 M., geb. 2,50 M.

Dalton, D. H., Indische Reisebriefe. 4,40 M., geb. 5 M.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Ländliche Wohlfahrtseinrichtungen.

Vorschläge aus der Praxis

von

Landrat **Schepp**

in Siegen i. W.

1. Eine Haushaltungsschule für das Land. — 2. Die Krankenpflege auf dem Lande. — 3. Die Wiederbelebung des Instituts der Waisenräte durch Einrichtung von Waisenämtern.

Klein 8. 1898. M. —.70.

„Der auf dem Gebiete der Wohlfahrtspflege verdiente Verfasser behandelt drei Wohlfahrtseinrichtungen, die besonderer Beachtung wert sind: den Haushaltungsunterricht auf dem Lande, die Krankenpflege auf dem Lande und die Waisenfürsorge. Die Darstellung ist frei von spekulativen Erörterungen, sie bietet reife Früchte von des Lebens goldenem Baum. So kurz und gedrungen die Schrift ist, so groß ist ihr Wert; sie bringt Vorbilder, die in zahlreichen Landkreisen ohne nennenswerte Abweichungen nachgebildet werden können, und deshalb sei sie allen Beamten, Geistlichen, Lehrern u. s. w., insbesondere aber auch den Vorständen der Frauenvereine warm empfohlen." (Preußisches Verwaltungsblatt 1899, Nr. 17.)

Kaulbach-Album.

Weltberühmte Wandgemälde (6 Hauptbilder) in meisterhaften kleinen Stichen mit erläut. Text vereinigt zu einem eleg. gebund.

Eins der würdigsten Prachtwerke M.20.— für Konfirmation, Hochzeit etc. geeignet.

Einzelne Stiche kl. Formats M. 3, gr. Formats M. 36 (weiss) u. M. 45 (chine).

Alexander Duncker. Verlag. Berlin W. 35.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen.

Voranzeige.

In Vorbereitung befindet sich:

KURZES BIBELWÖRTERBUCH

unter Mitwirkung von Lic. **G. Beer** in Halle a. S., Professor D. **H. J. Holtzmann** in Strassburg, Professor D. **E. Kautzsch** in Halle, Geh. Kirchenrat Professor D. **C. Siegfried** in Jena, Professor Dr. **A. Socin** in Leipzig, Professor Dr. **A. Wiedemann** in Bonn, Professor Dr. **H. Zimmern** in Leipzig

herausgegeben von

D. **H. Guthe,**

Professor der Theologie in Leipzig.

Mit vielen Abbildungen.

(Aus dem Verlag der **H. Laupp**'schen Buchhandlung in Tübingen übernommen, welche schon seit mehreren Jahren die Herausgabe des Werkes in Angriff genommen hat.)

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Leipzig, Querstr. 21. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine Beilage von dem Spremberger Tuchhaus Barz & Co. in Spremberg (Lausitz). Wer diese Beilage nicht erhielt, wird höflichst und dringend gebeten, sie im Interesse exakter Expedition bei dem Verlage der „Christlichen Welt," Leipzig, Querstr. 21, zu reklamiren.